

Grußwort

des Ministerpräsidenten des Landes Brandenburg

Unsere Kirchen in Brandenburg sind ein kostbares, aber auch kostspieliges Gut. Sie sind einmalig – in jederlei Hinsicht – und unverzichtbar. Und wir haben nicht wenige davon. Schon aus der Ferne grüßen sie – ob Dom oder Kirchlein – Besucher wie Heimische. Viele, die nach 1990 zu uns kamen, gerieten ins Schwärmen ob der vorhandenen schönen und alten Bausubstanz.

Kirchen prägen das Gesicht aller Länder der Christenheit. Auch in Brandenburg ist dies allorten zu erkennen. Ob es sich um große städtische Kirchenbauten handelt, die eindrucksvoll vom Glauben und der Opferbereitschaft vieler Generationen von Brandenburgern Zeugnis geben, oder um die Vielzahl von Dorfkirchen, die mit ihrer herausgehobenen Lage und Größe den Mittelpunkt nahezu jedes Dorfes bilden und ebenso schon auf den ersten Blick zeigen, dass das Leben der märkischen Menschen jahrhundertlang von ihrer engen Kirchenbindung und tiefen Gläubigkeit bestimmt wurde.

Auch in unserer stark säkularisierten Zeit gilt es nicht zu vergessen, dass die Grundlagen europäischer und deutscher Kultur ganz wesentlich durch das Christentum mitgestaltet worden sind. Die geistigen Impulse, die wir von hier aus empfangen haben, und die materiellen Hinterlassenschaften in Form von Kunstschatzen, Kirchenbauten und Schriften stellen ein gewaltiges Erbe dar. Dieses Erbe zu bewahren und für unsere Zeit fruchtbar zu machen ist uns bindende Verpflichtung.

Der Förderkreis *Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.* hat sich die Bewahrung des reichen Erbes der berlin-brandenburgischen Kirchenlandschaft zur Aufgabe gemacht und leistet Vorbildliches für den Erhalt der alten Kirchen im Lande. Auch das Land will den Erhalt dieses Erbes unterstützen und hat in den vergangenen Jahren den Erhalt brandenburgischer Kirchen mit mehr als fünfzig Millionen Mark unterstützt.

Die heutige Nutzung des vorhandenen Erbes ist eine ebenso wichtige Aufgabe wie die Erhaltung der baulichen Substanz, wenn die Kirchen nicht in einem Zustand musealer Erhabenheit verharren, sondern im Leben der Menschen heute eine Bedeutung erlangen sollen.

Die christliche Gemeinschaft soll sich nicht hinter den Mauern ihrer Kirchengebäude verschanzen, sondern mitten in die Gesellschaft hineinwirken. Dazu gehört auch, dass Kirchen nicht nur am Sonntagmorgen eine Stunde für den Gottesdienst geöffnet sind, sondern dass sie so wie in früheren Jahrhunderten wieder Mittelpunkt eines lebendigen städtischen und dörflichen Lebens sind. Kirchen können für Konzerte, Ausstellungen, Versammlungen und viele andere



Dorfkirche von Langen, Ruppiner Land

Zwecke genutzt werden; auch bei Wahrung der durch den Respekt vor dem Heiligen und die gottesdienstliche Widmung eines Kirchengebäudes gezogenen Grenzen ist die Vielfalt möglicher Nutzungen groß. Ich freue mich darüber, dass sich auch in diesem Jahr wieder viele brandenburgische Kirchengemeinden entschlossen haben, ihre Kirchentüren zu öffnen und die Menschen zum Besuch der schönen Dorfkirchen einzuladen.

Die Aktion »Offene Kirchen 2001 – Brandenburgische Dorfkirchen laden ein« trägt entscheidend dazu bei, der Öffentlichkeit ein kostbares Erbe zu erschließen. Ich wünsche der Aktion eine breite Resonanz.

Manfred Stolpe

Die Dorfkirchen nicht aufgeben

Gespräch mit Matthias Hoffmann-Tauschwitz,
stellv. Leiter des Kirchlichen Bauamtes

*Das Gespräch führten Bernd Janowski
und Thomas Raschke*

Wir haben uns einige Zahlen notiert: Die seit nun zehn Jahren wiedervereinigte Landeskirche verfügt in Berlin und Brandenburg über 1731 Kirchen und 399 Kapellen. Das Kirchliche Bauamt, der »Hüter dieses Schatzes«, aber ist vor drei Jahren stark verkleinert worden – können Sie Ihren Aufgaben da noch nachkommen?

Die ersten fünf Jahre nach der Wende haben wir ein wenig das Hochgefühl vermittelt, nun werde der gewaltige Nachholbedarf an Investitionen bei den kirchlichen Baudenkmälern zügig aufgearbeitet. Kirchliche Ressourcen aus Vermögensanteilen, aus Kirchensteuern und anderen Einnahmen der Kirche standen ebenso zur Verfügung wie eine großzügige öffentliche Förderung. Außerdem verfügten wir über eine sehr gute personelle Ausstattung. Nach der Vereinigung der beiden Bauämter Ost und West hatten wir einen nie da gewesenen Personalstand von 46 Mitarbeitern – weit mehr als deutsche Landeskirchen vergleichbarer Größe.

Recht bald mussten wir dann – nicht nur bezogen auf die für meine Begriffe in manchen Teilen vorhersehbare, grundsätzlich aber als »unvorhersehbar« apostrophierte Finanzmisere – erkennen, dass wir da mit sehr »blauen Augen« herangegangen waren; und zwar sowohl im Blick auf die Gebäude, ihren Zustand und ihre vielschichtigen Probleme als auch auf die Investitionen an ihnen, und schließlich auch bezüglich der Personalentwicklung. Das Bauamt hat inzwischen nur noch elf Mitarbeiter auf eigenen Planstellen. Das Hochgefühl der ersten fünf Jahre, tatsächlich so etwas wie die »Gralshüter« des Schatzes kirchlicher Baudenkmale zu sein, muss für das Kirchliche Bauamt heute schlicht und einfach ein Stück weit in Frage gestellt werden – soweit man darunter verstünde, dass sich »Gralshüter« in weit reichender Kompetenz und vor allem in allen Einzelheiten der Schadensverhütung um das anvertraute Gut, auch vorbeugend, kümmern.

Eine Bauberatung und -betreuung für die Gemeinden gibt es demnach nicht mehr?

Eine detaillierte Beratung im kirchlichen Bauwesen, so wie sie ursprünglich nach der Wende gedacht war, in der Umfassung des Spezifikums »kirchliches Bauen« ist mit elf Mitarbeitern gegenüber den genannten Gebäudezahlen schlechterdings ausgeschlossen. Wir können und wollen aber stattdessen diejenigen sein, die Konzepte anstoßen, die Generalplanungen und Szenarien entwickeln: Wir helfen zum Beispiel konzeptionell bei Fragen im Blick auf die Gebäude, wie vorzugehen ist, wenn Kirchengemeinden am Rande ihrer eigenen Existenz oder am Rande ihrer finanziellen Möglichkeiten stehen; oder bei der Frage, welche Nutzungen in Kirchen zulässig und welche baulichen Veränderungen dazu notwendig, gestalterisch und denkmalrechtlich durchsetzbar und hinsichtlich der investiven und laufenden Aufwandslasten realistisch sind; diese Zusammenhänge entwickeln sich derzeit zum »Thema Nummer eins«. Dabei ist zu klären, wie unter den aktuellen Bedingungen die zwangsläufig mit Nutzungs- und Widmungsänderungen von Kirchen verbundenen Schäden an den ideellen Werten der Kirche vermieden werden können.

Dann bleibt die Aufgabe der Koordination, das Zusammenführen all derjenigen, die mit »am Thema« und am Planungsgegenstand sind. An den einzelnen Planungen vermögen wir nur noch selten konkret und detailliert mitzuwirken; umso wichtiger wird die sorgfältige Auswahl der Planer und der Informationsaustausch zwischen den Beteiligten. Dabei ist unsere Moderation gefragt. Sei es auch nur, um dafür zu sorgen, dass bei kirchlichen Bauvorhaben überhaupt fachliche Kompetenz zu Rate gezogen wird. Jeder umfassende Anspruch scheitert allerdings häufig daran, dass wir von zahlreichen zu beginnenden Bauvorhaben oder Fördervorhaben nur durch Zufall oder zu spät erfahren.

Zahlreiche Bauvorhaben, sagen Sie, werden Ihnen nicht oder zu spät bekannt, obwohl ja doch eine Dienstaufsicht besteht. Das bedeutet, dass die Gemeinden gar nicht mehr den Weg zu Ihnen gehen?

Durch das Herunterfahren landeskirchlicher Dienstleistungen – die es früher gab – verbreitete sich inzwischen die Meinung, alle diese Funktionen gäbe es eben auch nicht mehr. Wir würden eben nicht nur keine »allgemeine Bauberatung«, sondern auch keine Aufsicht mehr führen, wir würden Planungen nicht mehr vorbereitend begleiten, nicht mehr vermitteln zu den Denkmalpflege- und anderen Aufsichtsbehörden der Länder, Städte und Kreise. Aber alle diese Funktionen nehmen wir natürlich noch wahr. Sie gehören im Übrigen zu denjenigen Aufgaben der Landeskirche, deren Lösung die öffentliche Hand, mit der ja auch Staatsverträge existieren oder solche in Verhandlung stehen, von der Landeskirche erwartet. Wir nehmen das hierzu herrschende Informationsdefizit sehr ernst und sehen eine aktuelle, schnell anzugehende Aufgabe in der Vermittlung entsprechender Kenntnisse.

Sie äußern hier eine sehr problemorientierte Sicht. Der einfache Beobachter nimmt doch eher wahr, dass seit 1990 viel geschehen ist: neue Dächer, Gesamtinstandsetzungen, teilweise der Wiederaufbau von Kriegsrüinen.

Dieser Erfolg ist glücklicherweise nicht zu übersehen. Leider ging die Zahl der Sanierungen und baulichen Sicherungen aber etwa 1996/1997 stark und vor allem schnell zurück. Vieles wird jetzt mühsam zu Ende geführt, weil ein Abbruch der Baumaßnahmen, den die Finanzlage oftmals eigentlich erfordert, bereits Erreichtes zunichte machen würde. Natürlich sind wir froh über das Geschaffte. Leider ging jedoch die Gewichtung landeskirchlicher und öffentlicher Investitionen für die Sanierung von Dorfkirchen oft nicht zu Gunsten der Kirchen in den benachteiligten

lichten, strukturschwachen Gebieten aus, die weitab von der Hauptstadt liegen und in denen es besonders nötig gewesen wäre – und auch noch ist.

Das wären?

Das sind vor allem die Uckermark und die Prignitz, aber auch Regionen in der Niederlausitz. Die Dramatik des Gefälles zwischen Berlin und seiner Umgebung einerseits und den weiter entfernten Landesteilen Brandenburgs andererseits ist in den ersten fünf Jahren nach der Wende so nicht erkannt worden – wie auch in vielen anderen Zusammenhängen der öffentlichen Landesplanung. Damals lief es eher nach dem Motto: Wer am lautesten ruft oder wer am schnellsten Anträge stellt im Rennen um die Fördertöpfe, der bekommt den Zuschlag – unabhängig von der relativen Bedürftigkeit oder den Notwendigkeiten im Blick auf die anderen »Fälle« im Lande. Manchmal scheiterte und scheitert es noch immer allein an der Frage nach den bei Fördervorhaben erforderlichen finanziellen Eigenanteilen, die in den Gemeinden einfach nicht aufgebracht werden können.

Nach dem daraus folgenden Zufallsprinzip sind die Sanierungen auch häufig durchgeführt worden: Maßnahmen, die schon vor 1996 geplant und danach mit Bravour zu Ende gebracht wurden, sind, für sich genommen, natürlich sehr erfreulich – doch hätte mit einer etwas bedachteren Lenkung der sehr breiten Ausschüttung von Vermögenswerten zu dieser Zeit mit Sicherheit mehr Substanz gesichert werden können. Die relativ wenigen herausragenden und wirklich hervorragend gelungenen, umfassenden Restaurierungen, häufig an populären Kirchen, sind für die Kirchen- und die Kulturlandschaft von großem Wert, aber für die Gesamtaufgabe der Substanzerhaltung an der Vielzahl unserer Kirchen geschehen sie im Blick auf die dafür verfügbaren Ressourcen nicht immer zur rechten Zeit. Das war, denke ich, ein Planungsfehler der frühen Neunzigerjahre.

Auf der letzten Synode hieß es, 880 Millionen Mark wären nötig, um in den nächsten Jahren den Bestand zu sichern. Vor sieben Jahren wurden noch 1,5 Milliarden Mark genannt. Das wäre doch dann bereits eine ganz hübsche Leistung. Wie kommen Sie zu diesen Zahlen und was umfassen sie? Ein relativ häufiges Problem stellt der Schädlingsbefall an Gestühl und Emporen dar, der dann auch die Orgeln, Altäre

Die Instandsetzung der barocken Dorfkirche von Reesdorf

Dipl.-Ing. Jürgen Götz, Ingenieurbüro Götz & Ilseman, Beelitz

1755 befahl Friedrich der Große den Reesdorfern, für ihre auffällige Kirche eine neue »Betscheune« zu errichten. 76 Einwohner waren sich einig: eine neue Kirche muss her, und dem König wird der Wohlhabensgrad der Reesdorfer mit einer großen neuen Kirche mit Turm statt einer Betscheune vor Augen geführt.

So entstand ein bis zu zweihundert Personen fassendes Gotteshaus. Der Turm wuchs bis zu 28 Meter Höhe und sein Fachwerk wurde mit geputztem Mauerwerk verblendet, um einen massiven Turm zeigen zu können. Er war der Stolz der Reesdorfer, der dörfliche Dom.

Mitte des 19. Jahrhunderts und 1924 fand jeweils eine Grundinstandsetzung statt. Von den drei Glocken von 1856 ist nur noch eine geblieben. Die beiden anderen wurden Wilhelm II. im Ersten Weltkrieg geopfert. 1924 kamen dafür zwei neue Stahlglocken. Der Zweite Weltkrieg erbrachte große Schäden am Kirchbau, so dass 1950 und 1954 (Datierung am Altar und im Putz des Dachbodens) eine neuerliche Instandsetzung notwendig wurde. Sie konnte nur mit bescheidenen Mitteln erfolgen und die baulichen Mängel nicht wirklich beheben. Regeneinbrüche, Fäulnis und Schwamm waren die Folge. 1986 musste das Kirchenschiff gesperrt werden. Zur Sicherung der Dachkonstruktion wurden Absteifungen in das Kircheninnere gestellt. 1998 musste selbst das Läuten eingestellt werden. Auch im Turm war das innere stützende Fachwerk vermodert und verschwamm. Die Kirche stand vor dem Ruin.

In einer gemeinsamen Aktion des Landes Brandenburg, der Bundesrepublik, des Landkreises, vieler Reesdorfer Einwohner, Handwerker und des beauftragten Planungsbüros wurde es möglich, dass 1999 mit der Sanierung begonnen werden konnte. Der Turmhelm wurde am 10. Juli 1999 im Rahmen eines Festgottesdienstes vor der Kirche unter Beteiligung von etwa fünfhundert Besuchern abgehoben. Hier wurde er restauriert und noch im selben Jahr wieder aufgesetzt. Eine für das Land Brandenburg einmalige Baugeschwindigkeit! Im Jahr 2000 erfolgte die Sanierung des Kirchendaches. Am 2. Advent 2000 konnte nach 14 Jahren der erste Gottesdienst in der Reesdorfer Kirche gehalten werden. Die Zeitungen berichteten von einem kleinen Reesdorfer Wunder. 2001 werden die Außenputzflächen des Kirchenschiffes fertig gestellt, der historische Anstrich aufgebracht und somit die äußeren Arbeiten abgeschlossen. 820 000 DM werden dann aufgewendet worden sein.

Ab 2002 soll die Instandsetzung des Inneren erfolgen. Neben den Emporen sind der Fußboden, die Orgel mit einem Manual und sechs Registern, die Bestuhlung und Beleuchtung sowie die Ausmalung zu überarbeiten bzw. zu renovieren. Ziel ist es, die Arbeiten 2004 mit einem Festgottesdienst abzuschließen. Bereits im Juli 2001 aber wird in Reesdorf der Kreiskirchentag stattfinden, wo gemeinsam die Wiederherstellung dieses schönen Gotteshauses gefeiert werden kann.



Aufnahme 2000 (Foto: J. Götz)



Aufnahme 1997



Zur Atelierwohnung umgebaute Dorfkirche Buchholz (Oderhavel)

und das gesamte Inventar bedroht. Ist das mitgerechnet?

Die 880 Millionen Mark sind nach wie vor eine theoretische Zahl. Es ist die »heruntergerechnete Hochrechnung« – wenn dieses Paradoxon gestattet ist – eines ebenfalls theoretischen Wertes. Wir haben die anderthalb Milliarden Mark 1992/93 als Hochrechnung anhand exemplarischer Beispiele in die Diskussion gebracht. Davon wurden nun die bezifferbaren Kosten der abgerechneten Maßnahmen abgezogen. Daraus ergab sich eine Differenz. Diese Differenz lag vor zwei Jahren bei etwas weniger als einer Milliarde DM, und da inzwischen natürlich weitere Maßnahmen abgeschlossen wurden, sind daraus nach weiterer Subtraktion jetzt 880 Millionen »Restbedarf« geworden. Wobei ich, ehrlich gesagt, an dieser theoretischen Abwärtstendenz gewisse Zweifel habe, denn – und jetzt komme ich zum zweiten Teil der Frage – schon bei der Ermittlung der anderthalb Milliarden haben Inventare und Holzausbauten von Kirchen überhaupt keine Rolle gespielt, weil sie in den exemplarischen Basisprojekten der Hochrechnung nicht vorkamen. Es ging damals wirklich nur um die Sicherung in Dach und Fach, was seine Entsprechung in den öffentlichen Förderungen hatte und im Wesentlichen bis heute hat. Das war die Sum-

me von eineinhalb Milliarden Mark. Da hatte der restauratorische Anspruch, insbesondere an die Sicherung des Inventars und der raumbildenden Ausbauten wie Emporenanlagen und ortsfesten Ausstattungen, überhaupt keinen Anteil. Hier liegt ein großes Problem, das uns in den nächsten Jahren beschäftigen wird. Der Bedarf von 880 Millionen Mark könnte dadurch leicht um einen hohen Prozentsatz ansteigen. Das hängt davon ab, mit welchem Anspruch an diese Aufgabe herangegangen wird; die Kosten restauratorischer Maßnahmen liegen, je nach Konzept, allein im Grundansatz oftmals um ein Vielfaches auseinander, was bei baulichen Sicherungen an Denkmälern eher selten passiert. Zu bedenken ist auch: Jedes Jahr des Zögerns im Blick auf die notwendige Sicherung von Substanz im organischen Bereich – also bei hölzernen Baugliedern und Fassungen – bringt neue Schäden mit sich. Ich gehe davon aus, dass mit den Mitteln, die derzeit insgesamt für das bestandssichernde kirchliche Bauen investiert werden können – das sind dreißig bis vierzig Millionen Mark pro Jahr für die gesamte Landeskirche –, bestenfalls so viel abgebaut wird, wie auf der anderen Seite wieder dazukommt.

Die »dreißig bis vierzig Millionen« sind die kirchlichen Eigenmittel?

Das ist das gesamte jährliche Bauvolumen, also einschließlich der Förderungen der öffentlichen Hand und Stiftungen, der Eigenanteile, der Spendenaufkommen und aller anderen, tatsächlich verwendeten Baumittel, und zwar in der gesamten Region der Landeskirche, die Berlin und fast das ganze Land Brandenburg umfasst.

Wie viel davon gibt das Konsistorium?

Der Haushalt der Landeskirche enthält Baubeihilfen, die derzeit bei zweieinhalb Millionen Mark jährlich liegen. Darüber hinaus gibt es Restaurationsbeihilfen, die in der Regel nur Voruntersuchungen und Notsicherungen erlauben; ein Tropfen auf den heißen Stein. Das heißt: Mit diesen Beihilfen ist bestenfalls zu gewährleisten, bei den über den Staatskirchenvertrag und das Dach-und-Fach-Programm öffentlich – oder durch Stiftungen – geförderten Maßnahmen den kirchlichen Eigenanteil abzusichern, wenn dazu die Eigenmittel der Kirchengemeinde und des Kirchenkreises nicht ausreichen.

Sie haben vorhin beklagt, dass vor einigen Jahren nicht sehr bedacht gesteuert wurde; über die Finanzen können Sie heute gar keine Lenkungsfunktion mehr ausüben?

Einen indirekten Einfluss haben wir, wenn die Landeskirche regelmäßig vor öffentlichen Förderungen von Einzelmaßnahmen gefragt wird, inwieweit das jeweilige Gebäude »gesamtkirchliche Bedeutung«, also Bedeutung für die Aufgaben der Kirche, genießt und ob die beantragte Maßnahme unsere Zustimmung findet. Von dieser Bewertung und von den Erkenntnissen der finanziellen Bedürftigkeit der Kirchengemeinde hängt selbstverständlich auch jede landeskirchliche Zuwendung ab; da die Planungsverantwortung im Blick auf den Bedarf an Gebäuden für die kirchlichen Aufgaben bei den Kirchenkreisen liegt, arbeiten wir bei diesen Bewertungen eng mit den Kreiskirchenräten zusammen.

Dabei wird es in den kommenden Jahren spannend werden: Wie verhalten wir uns bei den Gebäuden, an denen es nach den ernsthaften innerkirchlichen Analysen keinen Bedarf für das kirchliche Leben mehr geben wird? Da diese Bauwerke in größerer Zahl und in der Regel weder jemandem, der sich privat dafür engagiert, noch der öffentlichen Hand einfach übereignet werden können, werden wir mit dem Land Brandenburg zusammen überlegen müssen, wie man zur baulichen

Notsicherung eine Art »Einfrier«- oder »Stilllegungs«-Programm initiiert, das die betroffenen Gebäude über die nächsten fünf oder zehn Jahre retten kann.

In Mecklenburg-Vorpommern gibt es ein Programm des Landes und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, das in diese Richtung geht. Aber wie viele Kirchen wären betroffen? Im Sprengel Neuruppin gibt es 375 Gemeinden mit weniger als hundert Gemeindegliedern, die meisten dieser Gemeinden haben eine Kirche. Dazu kommt der Abbau von Pfarrstellen; wir kennen Pastoren, die mehr als zehn Kirchengemeinden zu betreuen haben.

Zunächst wäre zu sagen, dass alle diese Kirchen für den Auftrag der Kirche durchaus benötigt werden; denn schließlich ist nicht nur von den aktuellen Gemeindegliederzahlen, sondern auch von dem Missionsauftrag auszugehen, den der Bischof der Kirche ins Gedächtnis gerufen hat. Jedes Aufgeben einer Kirche wirkt gegen diesen Auftrag. Das ist eine Position.

Dann gibt es aber auch die Verantwortung, mit zu planen und zu bedenken, was wir, die Gesamtkirche und die einzelnen Gemeinden, derzeit tragen können. Da gilt meines Erachtens unverändert, was ich vor einigen Jahren zum ersten brandenburgischen Gespräch »Kirche im Gemeinwesen« in Potsdam gesagt habe – dass ein Drittel der Kirchen letztlich für den kirchlichen Auftrag langfristig nicht mehr zur Verfügung stehen muss.

Das bedeutet jedoch keinesfalls automatisch Abriss, Verfall oder Verkauf. Notwendig ist vielmehr eine Öffnung hin zu anderen, zunächst gemeindlichen Nutzungen.

Womit wir beim »Thema Nummer eins« wären, wie Sie es vorhin nannten.

Aber über das »Wie« – und vor allem über das »Wie weit« – der erweiterten Nutzung von Kirchen gehen die Meinungen weit auseinander.

Seit 1999 gibt es nun eine Art Prioritätssetzung in dieser Frage: die Orientierungshilfe der Kirchenleitung zur außergottesdienstlichen Nutzung von Kirchen – im Grunde hätten wir diese Leitlinie mindestens seit Anfang der Neunzigerjahre gebraucht. Die Orientierungshilfe sagt vor allem, dass es bestimmte Nutzungen nicht geben darf. Sie definiert außerdem, was Kirchen, außer dass sie widmungsgemäß dem Gottesdienst, der Verkündigung dienen, denn eigentlich sind. Da wird



Neu geschaffener Gemeinderaum im Turm der Kirche von Dabergotz |

unmissverständlich ausgedrückt, dass evangelische Kirchen »öffentliche Räume« sind. Was auch heißt: Wenn die Kirchengemeinde am Ort nicht mehr existiert und niemand den Verkündigungsauftrag wahrnehmen kann und will, dann bleibt das Kirchengebäude doch dem Gemeinwesen verpflichtet und sollte vorrangig diesem zur Verfügung gestellt werden. Einfach schon deshalb, weil es da steht, wo es steht, nämlich in der Ortsmitte, in der faktischen und ideellen Mitte des Gemeinwesens, und dort ohnehin als Identifikationsfaktor für alle Menschen am Ort dient, auch für die kirchenfernen.

Die gemeinwesenhafte Nutzung von Kirchen hat Priorität vor jeder introvertiert-privaten. Dort, wo ein Bürgermeister oder ein Gemeinderat – oder wer auch sonst das Gemeinwesen repräsentiert, z.B. auch ein Förderverein, der sich womöglich aus kirchenfernen Menschen zusammensetzt –, sich für das Bauwerk interessiert, besteht die Chance, die Kirche als Denkmal auch in ihrer Bestimmung als öffentlicher Ort zu erhalten. Um ein Beispiel zu geben: Ein Architekt, der die finanzielle Potenz hat, eine Kirche mustergültig zu sanieren und hinterher als Wohnung und Atelier für seine privaten und betrieblichen Zwecke zu nutzen, entspricht weniger diesem Leitgedanken

als ein Bürgermeister, der in der unter Engagement und Aufbietung aller Kräfte seines Ortes sanierten Kirche künftig Gemeinderatssitzungen abhält. Private Anfragen solcher Art gibt es im Übrigen durchaus.

Der Förderkreis Alte Kirchen ist unpassenderweise vor einem knappen Jahr in einer Berliner Zeitung im Zusammenhang mit der »Atelierkirche« in Buchholz genannt worden, mit Telefonnummer. Da klingelte eine Woche lang unser Telefon: Haben Sie nicht noch eine Kirche?

Solche Anfragen haben wir häufig. Da fragen Berliner, die aufs Land ziehen wollen und denen es einfach romantisch erscheint, in einer Kirche zu wohnen. Diese Städter können sich aber in der Regel kein Bild davon machen, was das bedeutet, nicht nur finanziell – investiv und in der laufenden Unterhaltung –, sondern auch ideell.

Gut, lassen wir das, weil es keine Lösung bringt. Aber das Problem bleibt. Uns hat letzters eine 70-jährige Dame ihre – ungenutzte – Kirche gezeigt; auf die Frage nach der Kirchengemeinde hieß es: Wir sind drei Frauen, und ich bin die Jüngste.

Aber trotzdem dürfen wir, und das sagt übrigens auch die »Orientierungs-

hilfe« sehr deutlich, nicht in hektische Entscheidungszwänge verfallen, nur um in solchen Fällen die Baulast loszuwerden. Das wäre die schlechteste Variante. Die Kommune ist also als Partner in der Nutzung und Trägerschaft willkommen. An zweiter Stelle steht dann die Gemeinwesenarbeit in ihrer vielfältigen Ausprägung, die sich womöglich auch mit dem Geldverdienenden verbindet – zu Gunsten des Bauwerks. Schließlich gibt es die Kooperationsmodelle. Uns kommen zunehmend (Mit-) Nutzungsverträge zur Beratung und Genehmigung auf den Tisch, nach denen die Kirchengemeinde ihre Verkündigungsaufgaben durchaus noch eingeschränkt in der jeweiligen Kirche wahrnimmt oder sich ein entsprechendes Recht vorbehält; daneben stehen dann

Vereine oder vorrangig gemeinwesenhafte Institutionen als Vertragspartner, die das Gebäude nutzen und unterhalten wollen.

Werden diese Kooperationen vom Bauamt aktiv gefördert?

Wenn die Situation einer Kirchengemeinde sich in der benannten Weise ausnimmt, dann gehört es zu unseren Aufgaben, zwischen den beteiligten kirchlichen und öffentlichen Interessenlagen zu moderieren und festzustellen, welches übergeordnete Interesse an der betreffenden Kirche besteht, im Ort, in der Region, in der Landeskirche. Wir versuchen in diesem Zusammenhang, Fördermittel und Förderer mit den bedürftigen Kirchengemeinden zusammenzubringen. Wenn sich dabei nichts

ergibt – das ist häufig der Fall –, dann geht der Blick ins weltliche Umfeld der Kirchengemeinde, wer dort an Stelle oder zur Unterstützung der Kirchengemeinde tätig werden kann. Allein im letzten Jahr haben wir zwischen zwölf und fünfzehn Fördervereinen auf den Weg geholfen. Wenn sich auf diese Weise Gruppen von Menschen aus Interesse und Verantwortung für die Zukunft eines Kirchengebäudes engagieren, eröffnet das in den meisten Fällen verlässliche Wege, selbst wenn die Kirchengemeinde nicht mehr der Hauptinitiator ist. Das fördern wir; dabei ist auch der »Förderkreis Alte Kirchen« einer unserer wichtigsten Partner.

Und die Eigentumsfrage?

Das kirchliche Eigentum an den Bauwerken soll, wenn irgend möglich, bestehen bleiben. Wenn die Inangriffnahme einer Sanierung oder gar die mittelfristige Zukunft einer Kirche jedoch an der Eigentumsfrage zu scheitern droht, ist nach der Qualifikation des interessierten potenziellen Eigentümers zu fragen, inwieweit er eine wie auch immer geartete Öffentlichkeit oder das Gemeinwesen repräsentieren kann oder sich entsprechende Nutzungen des Gebäudes konkret vorstellt.

Sie hoffen auf das Engagement der Kommunen?

Dafür, dass diese Hoffnung berechtigt ist, spricht die wachsende Zahl an abgeschlossenen Nutzungsverträgen mit Kommunen oder solchen im Stadium kurz vor Abschluss. Das Interesse an inhaltlicher Kooperation ist auf beiden Seiten vielerorts vorhanden. Gemeinschaftliche Nutzungen gibt es allerdings auch ohne Verträge bereits in großer Zahl. Die vertragliche Vereinbarung wird jedoch dann notwendig, wenn Fördermöglichkeiten, die im Wesentlichen nur den Kommunen oder vergleichbaren Trägern zur Verfügung stehen, in Anspruch genommen werden sollen. Dann müssen öffentlich-rechtliche Kooperationsverträge geschlossen werden. Dazu gehört dann, dass ein ideelles oder ein durch Überlassung oder Erbpacht oder anderweitig geregeltes, langfristiges Teil- oder Gesamteigentum oder mindestens ein Besitz- oder Verfügungsrecht der Kommune an dem Gebäude entsteht. Diese Kooperationsverträge zwischen Orts- und Kirchengemeinde müssen die Anteile bei Investitionen am Gebäude, an der laufenden Unterhaltung, die weiteren Rechte und Pflichten und besonders die verschiedenen Nutzungsrechte regeln.

Erhalt historischer Putze und alter Dachsteine bei der Instandsetzung – Dorfkirche Bönitz



(Foto: L. Reichenbach)

Im Jahr 2000 konnte die Außeninstandsetzung der Dorfkirche von Bönitz (Landkreis Elbe-Elster) abgeschlossen werden. Der kleine Saalbau mit dreiseitigem Chorschluss entstand 1545, und wie bei den Voruntersuchungen zur Instandsetzung deutlich wurde, waren noch zwei relativ gut erhaltene Putzschichten der Renaissance und des Barocks unter einer jüngeren erhalten

geblieben. Derartige Befunde stellen heute einen Denkmalwert dar. In sorgsamer Kleinarbeit gelang es, vierzig bis sechzig Prozent der historischen Putze zu erhalten. Auch bei der Dachdeckung wurde in ähnlicher Weise auf die Bewahrung der Substanz geachtet. Die dreihundert Jahre alten Biberschwänze wurden wiederverwendet, fehlende durch ebenfalls historisches Material ergänzt.

Die »Substanz schonende« Denkmalpflege findet nicht nur Freunde: Dem Neuen wird allgemein häufig ein höherer Gebrauchswert zugeschrieben, die Dachdeckerarbeiten mit nicht industriell identischen Steinen sind aufwändiger und eine Herstellergarantie gibt es natürlich auch nicht. Häufig kann erst, wie in Bönitz, das ästhetische Ergebnis die Skeptiker in der Gemeinde überzeugen.

Am Dachstuhl, der ebenfalls noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, zeigten sich starke Verformungen und eine umfassende Wiederherstellung der ursprünglichen Konstruktion wurde notwendig.

Die Arbeiten an der Bönitzer Kirche wurden aus Mitteln des Gemeindefinanzierungsgesetzes (GFG) und von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gefördert. Die Bauleitung lag beim Ingenieurbüro Reichenbach, Borna.

Die Gemeinde hofft, in den kommenden Jahren auch das Innere ihrer Kirche wiederherstellen zu können.

Über den Förderverein in Wulkow und seine Erfolge

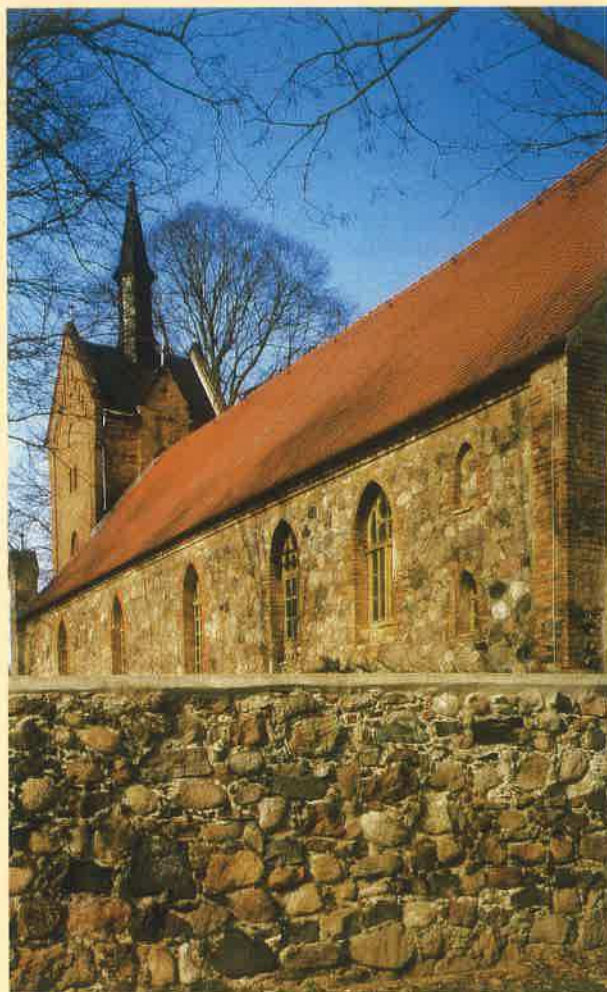
Wenn man mit seinen Arbeiten nicht vorankommt, so ist das bedrückend. Und die Stimmung sinkt noch, wenn die anderen ringsherum umso besser voranzukommen scheinen. So müssen sich nach 1990 die Einwohner Wulkows in ihrem Bemühen um ihre Kirche gefühlt haben.

Das kleine Dorf Wulkow, gelegen zwischen Neuhausen und Trebnitz, besitzt ein spätmittelalterliches Gotteshaus, das 1874 nach Osten verlängert wurde und im Westen einen Backsteinturm erhielt. Eine der Feldsteinkirchen, von denen es viele gibt, ohne geschichtliche oder künstlerische Besonderheiten, aber natürlich wichtig für ihr Dorf. Mitte der Achtzigerjahre wurden Schäden am Dach sichtbar, und es zeigte sich starker Schwammbefall an dem hölzernen Tonnengewölbe. Noch vor der Wende machte man sich hier an die Arbeit. Als die völlig desolante Schalung gerade herausgerissen war, kam es zu den bekannten großen politischen Veränderungen. Nun hätte eigentlich alles viel leichter und besser gehen müssen, so wie das in vielen Dörfern der Fall war. Aber für wenig Geld und mehr aus Verbundenheit konnte der Handwerksbetrieb nicht weiterarbeiten, und was die Gemeinde besaß, war, der Zahl nach, halbiert bei vielfach höheren Baupreisen. Alles lief nun nur noch mit und über Fördermittel – an die man aber irgendwie nicht herankam. Die Pfarrstelle war zeitweise vakant und die Wulkower hatten in jenen Jahren andere Sorgen. Als man sich schließlich wieder aufgerappelt hatte, waren der Landeskirche die »Sparzwänge« deutlicher geworden: Die Wulkower Kirche war ungenutzt (da mit kaputtem Dach und ohne Decke ja nicht benutzbar), könnten sich die Wulkower Christen nicht zum Nachbarort hin orientieren? Der Gemeinde wurde empfohlen, die Kirche zu verpachten, sie aufzugeben.

Warum gerade wir? Das war die Frage. Dann folgte die Einsicht: Wir müssen uns wohl selber helfen! Als 1995/96 ein Förderverein gegründet wurde, blieb dieser Versuch von Skepsis begleitet. Wenn aber achtzig Einwohner in einem Zweihundert-Seelen-Dorf mitmachen, schafft das Mut. Dem Förderverein gelang es, die Rettung der Kirche zu einer Aufgabe des ganzen Dorfes zu machen. Die Festwiese fürs Dorf wurde hinter der Kirche angelegt, auf dass diese bei Festen mit genutzt werden könne (und genutzt wird). In der noch kaputten Kirche wurde geheiratet. Gegenüber dem Gotteshaus liegt ein Schlosshotel, und romantisch-feierliche Hochzeiten sind ja wieder beliebt.

Dann gab es in einer Spandauer Gemeinde ein Benefizkonzert für den Wiederaufbau der Wulkower Kirche, es kam jemand, der die kaputten Fenster instand setzte, es kamen kleine und größere Hilfen von außen. Ein Pensionär aus Berlin, der sich bereits anderenorts für den Erhalt von Dorfkirchen engagiert hatte, kam mit vielen Ideen für Benefizveranstaltungen und half dann später bei den Fördermittelanträgen. Auch der Förderkreis Alte Kirchen hat dem frisch gegründeten Verein mit einem Startkapital geholfen.

Am Reformationstag 1999 konnte unter dem neuen Dach die Wiedereinweihung gefeiert werden. Finanziert mit Fördermitteln aus dem Dach-und-Fach-Programm und siebzigtausend Mark Eigenmitteln, selbst gesammeltem Geld!



Weil ja 1995 schon einmal von »oben« beschlossen worden war, dass für eine rein kirchliche Nutzung die Instandsetzung nicht lohne, spielten andere, kulturelle Nutzungen immer eine Rolle bei den Planungen. Das Konzept dafür entwickelte sich eher selbstverständlich mit den Benefizveranstaltungen und den Arbeiten am Baudenkmal. Heute hat der Wulkower Förderverein ein Jahresprogramm mit Vorträgen, Bus- und Fahrradexkursionen. Gemeinsam wird über die weiteren nötigen Arbeiten beraten. Auch das Innere der Kirche soll wieder festlich werden und die »restauratorischen Ansprüche« des Vereins sind gewachsen.

Die Vorbereitung der Veranstaltungen bereitet viel Mühe, ebenso die Bewirtung der Reisegruppen oder einzelnen Besucher, die hier jeden Sonnabendnachmittag empfangen werden. Eine Gruppe von Frauen des Dorfes leistet diese Arbeit seit Jahren mit Einsatz und Ideen. Ihnen ist die Wiedererstehung der Wulkower Dorfkirche vor allem zu danken.

Die Wulkower Kirche ist regelmäßig von Ostern bis Ende September jeden Sonnabend für Besucher geöffnet. Es gibt Kaffee und Kuchen, und man kann miterleben, wie ein Dorf sich seine Kirche wieder aufbaut.

Das ist sicher ein Erfolg versprechender Weg. Aber mit den Nutzungsabsichten ist oft der Wunsch nach Einbauten verbunden. Häufig aus der Absicht, mehr Funktionen in das Gebäude zu bringen und es damit wirtschaftlicher zu machen. Das geht so weit, dass man überlegt, Pfarrwohnungen in Kirchen einzubauen. Wie realistisch ist das?

Pfarrwohnungen oder überhaupt Wohnräume in Kirchen sind in aller Regel nicht nur unwirtschaftlich, sondern auch extrem denkmalunverträglich. Das sollte, zumal bei den kleineren Dorfkirchen, aus vielerlei Gründen ausgeschlossen sein.

Was häufig möglich ist und auch schon lange praktiziert wird, sind integrierte Gemeinderäume. Ich meine zum Beispiel den »klassischen« Ansatz der Winterkirche unter der Orgelempore aus der Zeit zwischen 1950 und 1990. Dieser Ansatz ist durchaus nicht der allerschlechteste, wenn man bedenkt, welche Raumstrukturen durch die Emporen, durch angegliederte Räume und Nebengebäude in jeder zweiten Dorfkirche bereits vorgegeben und lediglich raumklimatisch und gestalterisch zu friedern stellend und ohne große finanzielle Aufwendungen abzuschließen sind. Mit solchen Räumen oder Raumzonen im Verein mit dem großen Kirchenraum gibt es dann das Angebot unterschiedlich qualifizierter und nutzbarer Räume.

Erst daraufhin stellt sich die Frage nach der Verständigung zwischen der Kirchen- und der Ortsgemeinde, wie man im ungeteilten Großraum, der auch weiterhin seinem Widmungszweck dient, Gottesdienst feiert und außerdem Veranstaltungen der Dorfgemeinschaft, bis hin zu Festen, stattfinden lassen kann. Dabei sind manchmal – man höre und staune – sogar die konservativsten Pfarrer und die orthodox-linken Bürgermeister einhellig der Meinung, dass das sehr wohl miteinander geht. Grenzen zeigt dabei dann wieder die erwähnte Orientierungshilfe der Kirchenleitung auf, die beispielsweise alle ideologisch und politisch problematischen Nutzungen – stellvertretend will ich hier die Jugendweihen nennen – ausschließt. Letztlich kann und muss es schließlich auch nur im positiven Einvernehmen miteinander gehen, denn es machte ja keinen Sinn und wäre auch nicht durchsetzbar, einerseits einen Nutzungsvertrag abzuschließen und gemeinsam in ein denkmalgeschütztes Kirchengebäude zu ziehen und dann andererseits Trennwände voreinander aufzurichten, um

kirchliches von weltlichem Handeln abzutrennen. Zusammen mit den Denkmalbehörden tragen wir allerdings Planungen nicht mit, die in Emporenhöhe oder an anderer Stelle Zwischendecken vorsehen – und Ähnliches.

Was meinen Sie mit »Ähnliches«?

Die Zwischendecke habe ich als ein besonders krasses Beispiel für die Zerstörung des charakteristischen Raumgefüges genannt. Ein »Katalog« dessen, was baulich – denkmalbezogen, gestalterisch und ideell – zulässig ist, lässt sich nicht aufstellen, weil jedes Kirchengebäude seinen eigenen spezifischen Denkmalwert, seine besondere liturgische und bekenntnisorientierte Bedeutung und Geschichte und seine gewachsene Bau- und Raumstruktur hat. Es bleiben immer Einzelfallentscheidungen. Wir – und damit meine ich alle Gliederungen der Kirche – sind nicht nur rechtlich, neben der Denkmalsgesetzgebung auch durch Staatskirchenverträge, sondern auch durch den Körperschaftsstatus und schließlich durch das Eigenverständnis der Kirche verpflichtet, das anvertraute kirchliche Kulturgut als Wert der Überlieferung und Tradition unserer Kirche weitgehend zu erhalten. Da kann es zu Konflikten kommen zwischen einerseits dem, was eine Kirchengemeinde als ihr aktuelles Anliegen und sogar als ihre zeitgemäße Dienstfunktionen begreift, und andererseits der Verantwortung gegenüber dem kirchlichen Kulturgut. Nach den Erfahrungen der letzten Jahre gehen die Entscheidungen, die wir zusammen mit den Denkmalbehörden in solchen Dissensfällen zu treffen haben, gelegentlich zu Ungunsten der manchmal sehr schnelllebigen Gedanken der Kirchengemeinden aus.

Aber häufig wird, gerade wenn es um neue Nutzungen geht, der Denkmalschutz als Blockade gesehen.

Die »konservativen«, weil vorrangig »konservierenden« – im wahrsten Wortsinn »konservatorischen« – Konzepte, für die wir uns gemeinsam mit den Denkmalbehörden auch im Konfliktfall zumeist entschieden hatten, haben sich in der Regel bisher nach relativ kurzer Zeit auch bei denjenigen als die für die Zukunft tragfähigeren Ansätze herausgestellt, die sich zunächst für die entschiedene Abkehr von der Überlieferung und zu Gunsten der zeitgemäßen, stark in die Substanz eingreifenden Umbaulösung verwendet hatten und die deshalb den Denkmalschutz als Blockade begriffen. In den stattdessen realisierten behutsa-

men Renovierungen und nutzungsorientierten Ergänzungen der überkommenen und im Wesentlichen unveränderten Kirchenräume entdecken die Verfechter berechtigter Innovation dann zumeist überraschend veränderte, gleichwohl ebenso zukunftssträchtige Chancen für das Leben mit und in ihrer Kirche; hinzuzufügen bliebe, dass es dann zudem meistens kostengünstiger ausgefallen ist, als anfänglich »innovativ« geplant.

Letztes Thema: Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg hat die mitgliederstarken Gemeinden im ehemaligen Westteil Berlins und die finanzbedürftigen im ehemaligen Osten und in Brandenburg. Auch die Gebäudesituation ist ganz unterschiedlich. Sie haben mit beidem zu tun und sicher gibt es Spannungen.

Uns werden gelegentlich etwas unangenehmere Fragen, bezogen auf die Mittelverteilung, gestellt. Nicht etwa, weil die innerkirchlichen Solidaritätsleistungen der Kirchenkreise des ehemaligen Westteils Berlins grundsätzlich umstritten wären. Aber sowohl öffentlich-rechtlich als auch kirchenrechtlich stehen den »Westberliner« Gemeinden eben auch die gleichen Fördermöglichkeiten offen, die den Gemeinden draußen im Lande offen stehen – und dann kommen in der Verteilung der Mittel, die ja, wie gesagt, nicht annähernd ausreichen, sowohl bei landeskirchlichen als auch bei öffentlichen Förderungen – der Not gehorchend – regulierte Präferenzen zu Gunsten der bedürftigen Gemeinden in Brandenburg und im ehemaligen Ostteil Berlins zu Stande. Der Unmut, der daraufhin entsteht, ist zunehmend verständlich; denn besonders die innerstädtischen Westgemeinden mit den Großkirchen haben wachsende Probleme mit diesen Bauten, auf die sie allein auch nicht annähernd angemessen reagieren können. So werden neben Problemen mit zahlreichen Sanierungsvorhaben, die seit einem Jahrzehnt oder auch wesentlich länger aufgeschoben wurden, viele Strukturfragen, die sich bei der erforderlichen Zusammenarbeit und den Fusionen von Kirchengemeinden ergeben und die in Umnutzungsideen zu großen Kirchen münden, auch im Westen Berlins zunehmend mit zentraler kirchlicher und öffentlicher Hilfe geklärt werden müssen. Das ist sicher – neben vielem anderen – eine der großen Herausforderungen der nächsten Jahre.

Vielen Dank!

lichten, strukturschwachen Gebieten aus, die weitab von der Hauptstadt liegen und in denen es besonders nötig gewesen wäre – und auch noch ist.

Das wären?

Das sind vor allem die Uckermark und die Prignitz, aber auch Regionen in der Niederlausitz. Die Dramatik des Gefälles zwischen Berlin und seiner Umgebung einerseits und den weiter entfernten Landesteilen Brandenburgs andererseits ist in den ersten fünf Jahren nach der Wende so nicht erkannt worden – wie auch in vielen anderen Zusammenhängen der öffentlichen Landesplanung. Damals lief es eher nach dem Motto: Wer am lautesten ruft oder wer am schnellsten Anträge stellt im Rennen um die Fördertöpfe, der bekommt den Zuschlag – unabhängig von der relativen Bedürftigkeit oder den Notwendigkeiten im Blick auf die anderen »Fälle« im Lande. Manchmal scheiterte und scheitert es noch immer allein an der Frage nach den bei Fördervorhaben erforderlichen finanziellen Eigenanteilen, die in den Gemeinden einfach nicht aufgebracht werden können.

Nach dem daraus folgenden Zufallsprinzip sind die Sanierungen auch häufig durchgeführt worden: Maßnahmen, die schon vor 1996 geplant und danach mit Bravour zu Ende gebracht wurden, sind, für sich genommen, natürlich sehr erfreulich – doch hätte mit einer etwas bedachteren Lenkung der sehr breiten Ausschüttung von Vermögenswerten zu dieser Zeit mit Sicherheit mehr Substanz gesichert werden können. Die relativ wenigen herausragenden und wirklich hervorragend gelungenen, umfassenden Restaurierungen, häufig an populären Kirchen, sind für die Kirchen- und die Kulturlandschaft von großem Wert, aber für die Gesamtaufgabe der Substanzerhaltung an der Vielzahl unserer Kirchen geschehen sie im Blick auf die dafür verfügbaren Ressourcen nicht immer zur rechten Zeit. Das war, denke ich, ein Planungsfehler der frühen Neunzigerjahre.

Auf der letzten Synode hieß es, 880 Millionen Mark wären nötig, um in den nächsten Jahren den Bestand zu sichern. Vor sieben Jahren wurden noch 1,5 Milliarden Mark genannt. Das wäre doch dann bereits eine ganz hübsche Leistung. Wie kommen Sie zu diesen Zahlen und was umfassen sie? Ein relativ häufiges Problem stellt der Schädlingsbefall an Gestühl und Emporen dar, der dann auch die Orgeln, Altäre

Die Instandsetzung der barocken Dorfkirche von Reesdorf

Dipl.-Ing. Jürgen Götz, Ingenieurbüro Götz & Ilseemann, Beelitz

1755 befahl Friedrich der Große den Reesdorfern, für ihre auffällige Kirche eine neue »Betscheune« zu errichten. 76 Einwohner waren sich einig: eine neue Kirche muss her, und dem König wird der Wohlhabensgrad der Reesdorfer mit einer großen neuen Kirche mit Turm statt einer Betscheune vor Augen geführt.

So entstand ein bis zu zweihundert Personen fassendes Gotteshaus. Der Turm wuchs bis zu 28 Meter Höhe und sein Fachwerk wurde mit geputztem Mauerwerk verblendet, um einen massiven Turm zeigen zu können. Er war der Stolz der Reesdorfer, der dörfliche Dom.

Mitte des 19. Jahrhunderts und 1924 fand jeweils eine Grundinstandsetzung statt. Von den drei Glocken von 1856 ist nur noch eine geblieben. Die beiden anderen wurden Wilhelm II. im Ersten Weltkrieg geopfert. 1924 kamen dafür zwei neue Stahlglocken. Der Zweite Weltkrieg erbrachte große Schäden am Kirchbau, so dass 1950 und 1954 (Datierung am Altar und im Putz des Dachbodens) eine neuerliche Instandsetzung notwendig wurde. Sie konnte nur mit bescheidenen Mitteln erfolgen und die baulichen Mängel nicht wirklich beheben. Regeneinbrüche, Fäulnis und Schwamm waren die Folge. 1986 musste das Kirchenschiff gesperrt werden. Zur Sicherung der Dachkonstruktion wurden Absteifungen in das Kircheninnere gestellt. 1998 musste selbst das Läuten eingestellt werden. Auch im Turm war das innere stützende Fachwerk vermodert und verschwamm. Die Kirche stand vor dem Ruin.

In einer gemeinsamen Aktion des Landes Brandenburg, der Bundesrepublik, des Landkreises, vieler Reesdorfer Einwohner, Handwerker und des beauftragten Planungsbüros wurde es möglich, dass 1999 mit der Sanierung begonnen werden konnte. Der Turmhelm wurde am 10. Juli 1999 im Rahmen eines Festgottesdienstes vor der Kirche unter Beteiligung von etwa fünfhundert Besuchern abgehoben. Hier wurde er restauriert und noch im selben Jahr wieder aufgesetzt. Eine für das Land Brandenburg einmalige Baugeschwindigkeit! Im Jahr 2000 erfolgte die Sanierung des Kirchendaches. Am 2. Advent 2000 konnte nach 14 Jahren der erste Gottesdienst in der Reesdorfer Kirche gehalten werden. Die Zeitungen berichteten von einem kleinen Reesdorfer Wunder. 2001 werden die Außenputzflächen des Kirchenschiffes fertig gestellt, der historische Anstrich aufgebracht und somit die äußeren Arbeiten abgeschlossen. 820 000 DM werden dann aufgewendet worden sein.

Ab 2002 soll die Instandsetzung des Inneren erfolgen. Neben den Emporen sind der Fußboden, die Orgel mit einem Manual und sechs Registern, die Bestuhlung und Beleuchtung sowie die Ausmalung zu überarbeiten bzw. zu renovieren. Ziel ist es, die Arbeiten 2004 mit einem Festgottesdienst abzuschließen. Bereits im Juli 2001 aber wird in Reesdorf der Kreiskirchentag stattfinden, wo gemeinsam die Wiederherstellung dieses schönen Gotteshauses gefeiert werden kann.



Aufnahme 2000 (Foto: J. Götz)



Aufnahme 1997

hilfe« sehr deutlich, nicht in hektische Entscheidungszwänge verfallen, nur um in solchen Fällen die Baulast loszuwerden. Das wäre die schlechteste Variante. Die Kommune ist also als Partner in der Nutzung und Trägerschaft willkommen. An zweiter Stelle steht dann die Gemeinwesenarbeit in ihrer vielfältigen Ausprägung, die sich womöglich auch mit dem Geldverdienenden verbindet – zu Gunsten des Bauwerks. Schließlich gibt es die Kooperationsmodelle. Uns kommen zunehmend (Mit-) Nutzungsverträge zur Beratung und Genehmigung auf den Tisch, nach denen die Kirchengemeinde ihre Verkündigungsaufgaben durchaus noch eingeschränkt in der jeweiligen Kirche wahrnimmt oder sich ein entsprechendes Recht vorbehält; daneben stehen dann

Vereine oder vorrangig gemeinwesenhafte Institutionen als Vertragspartner, die das Gebäude nutzen und unterhalten wollen.

Werden diese Kooperationen vom Bauamt aktiv gefördert?

Wenn die Situation einer Kirchengemeinde sich in der benannten Weise ausnimmt, dann gehört es zu unseren Aufgaben, zwischen den beteiligten kirchlichen und öffentlichen Interessenlagen zu moderieren und festzustellen, welches übergeordnete Interesse an der betreffenden Kirche besteht, im Ort, in der Region, in der Landeskirche. Wir versuchen in diesem Zusammenhang, Fördermittel und Förderer mit den bedürftigen Kirchengemeinden zusammenzubringen. Wenn sich dabei nichts

ergibt – das ist häufig der Fall –, dann geht der Blick ins weltliche Umfeld der Kirchengemeinde, wer dort an Stelle oder zur Unterstützung der Kirchengemeinde tätig werden kann. Allein im letzten Jahr haben wir zwischen zwölf und fünfzehn Fördervereinen auf den Weg geholfen. Wenn sich auf diese Weise Gruppen von Menschen aus Interesse und Verantwortung für die Zukunft eines Kirchengebäudes engagieren, eröffnet das in den meisten Fällen verlässliche Wege, selbst wenn die Kirchengemeinde nicht mehr der Hauptinitiator ist. Das fördern wir; dabei ist auch der »Förderkreis Alte Kirchen« einer unserer wichtigsten Partner.

Und die Eigentumsfrage?

Das kirchliche Eigentum an den Bauwerken soll, wenn irgend möglich, bestehen bleiben. Wenn die Inangriffnahme einer Sanierung oder gar die mittelfristige Zukunft einer Kirche jedoch an der Eigentumsfrage zu scheitern droht, ist nach der Qualifikation des interessierten potenziellen Eigentümers zu fragen, inwieweit er eine wie auch immer geartete Öffentlichkeit oder das Gemeinwesen repräsentieren kann oder sich entsprechende Nutzungen des Gebäudes konkret vorstellt.

Sie hoffen auf das Engagement der Kommunen?

Dafür, dass diese Hoffnung berechtigt ist, spricht die wachsende Zahl an abgeschlossenen Nutzungsverträgen mit Kommunen oder solchen im Stadium kurz vor Abschluss. Das Interesse an inhaltlicher Kooperation ist auf beiden Seiten vielerorts vorhanden. Gemeinschaftliche Nutzungen gibt es allerdings auch ohne Verträge bereits in großer Zahl. Die vertragliche Vereinbarung wird jedoch dann notwendig, wenn Fördermöglichkeiten, die im Wesentlichen nur den Kommunen oder vergleichbaren Trägern zur Verfügung stehen, in Anspruch genommen werden sollen. Dann müssen öffentlich-rechtliche Kooperationsverträge geschlossen werden. Dazu gehört dann, dass ein ideelles oder ein durch Überlassung oder Erbpacht oder anderweitig geregeltes, langfristiges Teil- oder Gesamteigentum oder mindestens ein Besitz- oder Verfügungsrecht der Kommune an dem Gebäude entsteht. Diese Kooperationsverträge zwischen Orts- und Kirchengemeinde müssen die Anteile bei Investitionen am Gebäude, an der laufenden Unterhaltung, die weiteren Rechte und Pflichten und besonders die verschiedenen Nutzungsrechte regeln.

Erhalt historischer Putze und alter Dachsteine bei der Instandsetzung – Dorfkirche Bönitz



(Foto: L. Reichenbach)

Im Jahr 2000 konnte die Außeninstandsetzung der Dorfkirche von Bönitz (Landkreis Elbe-Elster) abgeschlossen werden. Der kleine Saalbau mit dreiseitigem Chorschluss entstand 1545, und wie bei den Voruntersuchungen zur Instandsetzung deutlich wurde, waren noch zwei relativ gut erhaltene Putzschichten der Renaissance und des Barocks unter einer jüngeren erhalten

geblieben. Derartige Befunde stellen heute einen Denkmalwert dar. In sorgsamer Kleinarbeit gelang es, vierzig bis sechzig Prozent der historischen Putze zu erhalten. Auch bei der Dachdeckung wurde in ähnlicher Weise auf die Bewahrung der Substanz geachtet. Die dreihundert Jahre alten Biberschwänze wurden wiederverwendet, fehlende durch ebenfalls historisches Material ergänzt.

Die »Substanz schonende« Denkmalpflege findet nicht nur Freunde: Dem Neuen wird allgemein häufig ein höherer Gebrauchswert zugeschrieben, die Dachdeckerarbeiten mit nicht industriell identischen Steinen sind aufwändiger und eine Herstellergarantie gibt es natürlich auch nicht. Häufig kann erst, wie in Bönitz, das ästhetische Ergebnis die Skeptiker in der Gemeinde überzeugen.

Am Dachstuhl, der ebenfalls noch aus dem 16. Jahrhundert stammt, zeigten sich starke Verformungen und eine umfassende Wiederherstellung der ursprünglichen Konstruktion wurde notwendig.

Die Arbeiten an der Bönitzer Kirche wurden aus Mitteln des Gemeindefinanzierungsgesetzes (GFG) und von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz gefördert. Die Bauleitung lag beim Ingenieurbüro Reichenbach, Borna.

Die Gemeinde hofft, in den kommenden Jahren auch das Innere ihrer Kirche wiederherstellen zu können.

Über den Förderverein in Wulkow und seine Erfolge

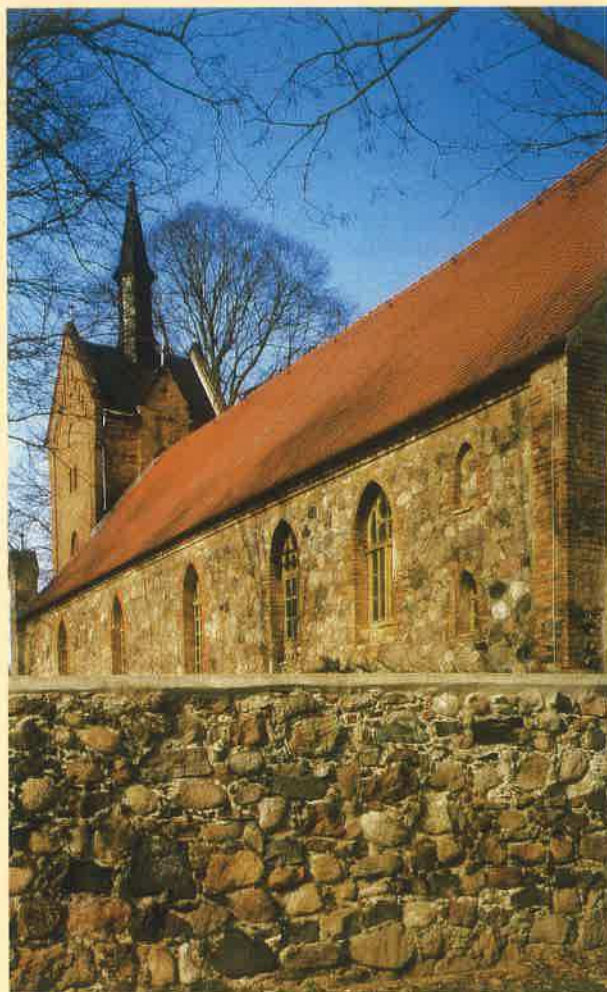
Wenn man mit seinen Arbeiten nicht vorankommt, so ist das bedrückend. Und die Stimmung sinkt noch, wenn die anderen ringsherum umso besser voranzukommen scheinen. So müssen sich nach 1990 die Einwohner Wulkows in ihrem Bemühen um ihre Kirche gefühlt haben.

Das kleine Dorf Wulkow, gelegen zwischen Neuhausen und Trebnitz, besitzt ein spätmittelalterliches Gotteshaus, das 1874 nach Osten verlängert wurde und im Westen einen Backsteinturm erhielt. Eine der Feldsteinkirchen, von denen es viele gibt, ohne geschichtliche oder künstlerische Besonderheiten, aber natürlich wichtig für ihr Dorf. Mitte der Achtzigerjahre wurden Schäden am Dach sichtbar, und es zeigte sich starker Schwammbefall an dem hölzernen Tonnengewölbe. Noch vor der Wende machte man sich hier an die Arbeit. Als die völlig desolante Schalung gerade herausgerissen war, kam es zu den bekannten großen politischen Veränderungen. Nun hätte eigentlich alles viel leichter und besser gehen müssen, so wie das in vielen Dörfern der Fall war. Aber für wenig Geld und mehr aus Verbundenheit konnte der Handwerksbetrieb nicht weiterarbeiten, und was die Gemeinde besaß, war, der Zahl nach, halbiert bei vielfach höheren Baupreisen. Alles lief nun nur noch mit und über Fördermittel – an die man aber irgendwie nicht herankam. Die Pfarrstelle war zeitweise vakant und die Wulkower hatten in jenen Jahren andere Sorgen. Als man sich schließlich wieder aufgerappelt hatte, waren der Landeskirche die »Sparzwänge« deutlicher geworden: Die Wulkower Kirche war ungenutzt (da mit kaputtem Dach und ohne Decke ja nicht benutzbar), könnten sich die Wulkower Christen nicht zum Nachbarort hin orientieren? Der Gemeinde wurde empfohlen, die Kirche zu verpachten, sie aufzugeben.

Warum gerade wir? Das war die Frage. Dann folgte die Einsicht: Wir müssen uns wohl selber helfen! Als 1995/96 ein Förderverein gegründet wurde, blieb dieser Versuch von Skepsis begleitet. Wenn aber achtzig Einwohner in einem Zweihundert-Seelen-Dorf mitmachen, schafft das Mut. Dem Förderverein gelang es, die Rettung der Kirche zu einer Aufgabe des ganzen Dorfes zu machen. Die Festwiese fürs Dorf wurde hinter der Kirche angelegt, auf dass diese bei Festen mit genutzt werden könne (und genutzt wird). In der noch kaputten Kirche wurde geheiratet. Gegenüber dem Gotteshaus liegt ein Schlosshotel, und romantisch-feierliche Hochzeiten sind ja wieder beliebt.

Dann gab es in einer Spandauer Gemeinde ein Benefizkonzert für den Wiederaufbau der Wulkower Kirche, es kam jemand, der die kaputten Fenster instand setzte, es kamen kleine und größere Hilfen von außen. Ein Pensionär aus Berlin, der sich bereits anderenorts für den Erhalt von Dorfkirchen engagiert hatte, kam mit vielen Ideen für Benefizveranstaltungen und half dann später bei den Fördermittelanträgen. Auch der Förderkreis Alte Kirchen hat dem frisch gegründeten Verein mit einem Startkapital geholfen.

Am Reformationstag 1999 konnte unter dem neuen Dach die Wiedereinweihung gefeiert werden. Finanziert mit Fördermitteln aus dem Dach-und-Fach-Programm und siebzigtausend Mark Eigenmitteln, selbst gesammeltem Geld!



Weil ja 1995 schon einmal von »oben« beschlossen worden war, dass für eine rein kirchliche Nutzung die Instandsetzung nicht lohne, spielten andere, kulturelle Nutzungen immer eine Rolle bei den Planungen. Das Konzept dafür entwickelte sich eher selbstverständlich mit den Benefizveranstaltungen und den Arbeiten am Baudenkmal. Heute hat der Wulkower Förderverein ein Jahresprogramm mit Vorträgen, Bus- und Fahrradexkursionen. Gemeinsam wird über die weiteren nötigen Arbeiten beraten. Auch das Innere der Kirche soll wieder festlich werden und die »restauratorischen Ansprüche« des Vereins sind gewachsen.

Die Vorbereitung der Veranstaltungen bereitet viel Mühe, ebenso die Bewirtung der Reisegruppen oder einzelnen Besucher, die hier jeden Sonnabendnachmittag empfangen werden. Eine Gruppe von Frauen des Dorfes leistet diese Arbeit seit Jahren mit Einsatz und Ideen. Ihnen ist die Wiedererstehung der Wulkower Dorfkirche vor allem zu danken.

Die Wulkower Kirche ist regelmäßig von Ostern bis Ende September jeden Sonnabend für Besucher geöffnet. Es gibt Kaffee und Kuchen, und man kann miterleben, wie ein Dorf sich seine Kirche wieder aufbaut.

Landmarke an der Havel

Saaringer Kirche im neuen Glanz



Zwischen den Städten Brandenburg und Ketzin fließt die Havel auf einer Länge von etwa 20 Kilometern bis auf einige Ausbuchtungen in fast gerader Linie. Vom Boot aus hat man den Eindruck, die Zivilisation hinter sich gelassen zu haben, denn keine Ortschaft verstellt den Blick über die weiten Überschwemmungswiesen. Nur bei Stromkilometer 49 zweigt ein kurzer Nebenarm – die Saaringer Havel – ab, und bei Kilometer 49,5 passiert man den Ort Saaringen. Wenige Häuser kommen ins Blickfeld, und zwischen ihnen leuchtet in einem barocken Ockerton der wiederhergestellte Fachwerkturm der Kirche.

Die Instandsetzung der Saaringer Dorfkirche ist im Außenbereich abgeschlossen.

Im Herbst 1997 bot das zweihundert Jahre alte Kirchengebäude noch ein Bild des Jammers. Auf der Nordseite waren große Teile des Gesimses herausgebrochen, das Dach hatte sich gefährlich gesenkt. Die Balkenköpfe waren völlig verfault und das Dach drückte die Seitenwände regelrecht auseinander. Im Inneren wurde die bemalte Putzdecke nur durch den hölzernen Kanzelaltar vor dem endgültigen Absturz bewahrt. Es bestand akute Einsturzgefahr. In dieser Situation hatte die zuständige Kirchengemeinde einen Antrag auf Abriss der Saaringer Kirche gestellt.

Von der in Saaringen wohnenden Familie Helmcke initiiert, von einigen Handwerkern und Bürgern aus der Region mitgetragen und vom Förderkreis Alte Kirchen von Anfang an unterstützt, gründete sich ein Förderverein, der nach langen Verhandlungen die Kirche in sein Eigentum übernahm, um die dringend notwendigen Maßnahmen zur Erhaltung des denkmalgeschützten Gebäudes durchführen zu lassen. Dem Verein war es wichtig, auch über die spätere Nutzung des Kirchenraumes nachzudenken – ein Nutzungskonzept wurde entwickelt, das inzwischen zahlreichen weiteren Initiativen als Vorbild dient. Neben einer weiteren gottesdienstlichen Nutzung sollen kulturelle, soziale und kommunale Veranstaltungen möglich sein und die Kirche wurde in Überlegungen zum Ausbau der touristischen Infrastruktur einbezogen.

In den vergangenen drei Jahren konnten Fördermittel von Bund und Land Brandenburg (Dach-und-Fach-Pro-

gramm), der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Flakowski-Stiftung und der Mittelbrandenburgischen Sparkasse eingeworben werden. Die meisten der an der Instandsetzung beteiligten Firmen und das mit der Planung beschäftigte Architekturbüro spendeten einen Teil ihrer Einnahmen dem Verein zurück oder stellten einen Teil der Arbeitsleistungen nicht in Rechnung. Durch zahlreiche Spenden war es immer möglich, den erheblichen Eigenanteil aufzubringen. Mehrfach konnte auch der Förderkreis Alte Kirchen finanzielle Mittel zur Verfügung stellen sowie eingeworbene Spenden nach Saaringen weiterleiten.

Dach und Dachstuhl von Turm und Kirchenschiff wurden instand gesetzt, das Fachwerk im Turm repariert und neu ausgefacht, der Außen- und Innenputz ausgebessert und ergänzt, die Fenster instand gesetzt ... Die Liste der ausgeführten Arbeiten ist noch bedeutend länger. Durch das Aufbringen einer Dachdämmung wurde über dem Kirchenschiff ein neuer Raum gewonnen, der eine zukünftige Nutzung erleichtern wird.

Noch sind erhebliche Mittel und große Anstrengungen nötig, um den Innenraum wiederherzustellen, auch der hölzerne Kanzelaltar soll restauriert werden. Es wird darüber nachgedacht, welche eventuellen Veränderungen oder Einbauten unumgänglich sind, um den wiedergewonnenen Kirchenraum möglichst vielseitig nutzen zu können. Es bleibt viel zu tun, das bisher Erreichte konnte am Tag des Offenen Denkmals im September 2000 zur feierlichen Einweihung des wiederhergestellten Kirchengebäudes jedoch als bemerkenswerte Erfolgsgeschichte gefeiert werden.

Wenige Tage davor waren die Reste der Außenrüstung abgebaut worden, nachdem die Saaringer Dorfkirche – nach restauratorischen Befundsuntersuchungen – wieder einen einheitlichen Außenanstrich mit einer ockerfarbenen Kalk-Kasein-Lasur erhalten hatte. Der Anstrich weckte ein letztes Mal die Skepsis der Saaringer Einwohner: In den Jahrzehnten zuvor war das Fachwerk des Turmes weithin sichtbar. Inzwischen sind diese Zweifel berechtigtem Stolz gewichen.

Für Sportschiffer markiert der aus dem Grün der Ufervegetation leuchtende Saaringer Kirchturm fast genau die Hälfte des Weges zwischen der Brandenburger Schleuse und der Fähre im Städtchen Ketzin.



Foto oben: C. Helmcke
Unten: Innenraum vor der Instandsetzung, 1997

Eva Gonda

Ein Landpfarrer und seine vierzehn Kirchen



Pfarrer Kohler und Baubeauftragter Zapf vor der Frankenfelder Kirche

Will Pfarrer Christian Kohler aus Haselberg die Predigtstätten in seinem Amtsbereich besuchen, muss er eine kiloschwere Schlüsseltasche mit sich herumschleppen: lange, schon vom Rost angenagte Schlüssel und große blanke mit kantigem Bart, kleinere aus Eisen und solche aus Aluminium. Ihm sind fünfzehn Gemeinden mit vierzehn Kirchengebäuden anvertraut, von den zwölf Kirchhöfen ganz zu schweigen. Er ist der einzige hauptamtliche Mitarbeiter in diesem Pfarrsprengel südlich von Bad Freienwalde am Rande des Oderbruchs.

Wie kann einer eine solche Aufgabe lösen? Kann Seelsorger für 1260 Gemeindeglieder sein, die in 15 verschiedenen Dörfern leben? Ist Pfarrer Kohler in seinem Sprengel unterwegs, kommen schnell 60 bis 100 Fahrkilometer am Tag zusammen. Wie kann einer mit wenig Geld vierzehn mittelalterliche Kirchen unterhalten und bewahren, die alle als wertvolle Baudenkmale besonderer Fürsorge bedürfen?

»Fusionieren und Expandieren ist heutzutage angesagt, und mein Pfarrsprengel expandierte in den vergangenen Jahren gewaltig«, sagt Christian Kohler mit etwas gequältem Lächeln. Als der heute 39-Jährige 1989 in Haselberg seiner erste, zuvor lange vakante Pfarrstelle antrat, waren es sechs Gemeinden. Das war schon mal kein geringer Anspruch an den jungen Geistlichen. 1996 kamen drei weitere Dörfer dazu, und mit diesen neun – so meint Christian Kohler – war die Grenze des Machbaren eigentlich erreicht. Seit

zwei Jahren sind es sechzehn.

Nun gehörte das Oderland zu DDR-Zeiten nicht gerade zu den wirtschaftlich und kulturell besonders geförderten Gebieten, und Kirchengemeinden waren schon gar nicht gefragt. Die Bilanz nach vierzig Jahren: eine sehr klein gewordene

Schar aktiver Gemeindeglieder, viele desolate Kirchengebäude, für deren Restaurierung nach Kriegsschäden und bauliche Unterhaltung jahrzehntelang von Staats wegen Gelder und vor allem Baumaterial verweigert worden waren. Seit zehn Jahren heißt die Anforderung also Kirchenbau im doppelten Sinne: Gemeinde bauen und Kirchen wieder aufbauen.

»Ich durfte inzwischen erfahren, dass beides miteinander geht: Kirchenbau baut Gemeinde«, sagt Pfarrer Kohler. Was keineswegs heißt, dass schon alle Probleme gelöst sind. Davon hat er noch mehr als genug. Nicht in allen Dörfern wirkt eine lebendige Gemeinde, nicht überall gibt es sowohl bei der kirchlichen als auch bei der kommunalen Gemeinde das notwendige eigene Engagement, die Dorfkirche als sakrale Stätte, als Baudenkmal und als Identifikationsmerkmal des Dorfes zu erhalten.

Da ist die im Kern mittelalterliche Kirche von Harnekop, schon seit DDR-Zeiten baupolizeilich gesperrt, ohne eigene Gemeinde. Als der Gottesdienst dort eingestellt wurde, gab es keine Proteste. Wer von den wenigen evangelischen Christen einen Gottesdienst besuchen will, geht in eine Nachbargemeinde. Da ist die mittelalterliche Biesdorfer Kirche, die nicht mehr zu nutzen ist. Da ist die schöne alte Feldsteinkirche von Reichenberg (14./15. Jahrhundert). Sie ist in beklagenswerthem Zustand, dient nur noch notdürftig für Trauerfeiern. Immerhin aber denkt man seit kurzem daran, dort zu

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von »Alte Kirchen«, dem Mitteilungsblatt des Förderkreises

Pfingsten Konfirmation zu feiern. Das heißt: Dorfbewohner finden, die dort sauber machen, alles herrichten. Man muss sich erst wieder an die Kirche im Dorf gewöhnen. – Gemeindebau von ganz unten.

In Reichenow verdankt die Dorfkirche, ein sorgfältiger Feldsteinquaderbau aus dem 13. Jahrhundert mit einem bemerkenswerten Schnitzaltar, ihre Rettung dem engagierten Wirken des ehemaligen Pfarrers Harald Neumann. Heute sorgen die Gemeindeglieder selbst für die Bewahrung des Kirchengebäudes und kümmern sich auch um den Erhalt des für diesen Zweck vermieteten Pfarrhauses.

»Entscheidend ist immer, wie sich die Menschen vor Ort mit der Kirche in ihrem Dorf identifizieren, sich für ihren Erhalt mit verantwortlich fühlen«, sagt Christian Kohler. Und er weiß, dass die Vergangenheit dafür »Fußangeln« gelegt hatte: In der DDR hatten »die da oben« das Sagen, duldeten keinen Widerspruch und enthoben einen damit auch der Verantwortung. Danach gab es kurzzeitig die Illusion, nunmehr würden die Mittel in Hülle und Fülle fließen und alles werde gut. Und dann die Desillusion: Die »da oben« haben uns vergessen, was sollen wir tun?

Inzwischen fühlen sich tatsächlich auch in diesem Oderbruchkreis viele selbst dafür verantwortlich, was in ihrer Gemeinde geschieht. Oft sind es Einzelne, die den Anstoß gaben: Hinzugezogene, die Erfahrungen mitbrachten, Einheimische, die endlich eine Chance sahen, sich für diesen guten Zweck zu engagieren. Da sind jene, die ehrenamtlich die Initiative ergriffen und andere mobilisierten, und da sind andere, die ganz im Hintergrund damals wie heute über das uns anvertraute Gut wachen.

In diesem Pfarrsprengel sehen wir uns einige dieser uns erhaltenen mittelalterlichen Kleinodien an, können natürlich nur wenige besuchen. Alles weitere würde Tage beanspruchen.

Die rührend schlichte Kirche von Möglin grenzt an den Park des ehemaligen Rittergutes, das einst dem berühmten Arzt und Agrarreformer Albrecht Daniel Thaer (1752–1828) gehörte. Die Kämpfe in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges hatten auch hier ihre Spuren hinterlassen. Die Schäden konnten in DDR-Zeiten nur notdürftig behoben werden. Der quadratische Turm mit Fachwerkaufbau an der Nordostecke war dilettantisch aufgemauert worden und ist bis heute durch ordinäre, zudem noch leuchtend gelb gestrichene Eisenstreben gestützt. Dass sich im Sommer grünes Blattwerk barmherzig darüber breitet, ändert nichts am gesamten traurigen Anblick. Feuchtigkeit zieht ins Mauerwerk. Seit sich der nahe Weiher abgesenkt hat, zeigen sich gefährliche Risse. Die Kirche wird von der Gemeinde nur noch wenig genutzt, ihr bauhistorischer Wert würde es allerdings schon verdienen, etwa im Zusammenhang mit der Thaer-Gedenkstätte mehr kunsthistorisch interessierte Besucher zu empfangen.

Und während wir, noch darüber nachsinnend, um die Kirche gehen, kommt eine ältere Frau den Weg entlang, führt ihren schwarzen Hund aus und sieht unauffällig zu uns herüber. Wir wissen von Pfarrer Kohler, dass sie den Kirchenschlüssel im Dorf verwahrt und sehr gewissenhaft darüber wacht, dass sich kein Unbefugter an der Kirche zu schaffen macht. – Eben eine von denen, die ganz im Hintergrund Verantwortung wahrnehmen.

Von solchen ehrenamtlichen »Hütern« hören wir auch in der Batzlower Kirche. Da ging es um ein altes Ölgemälde, das der Kirche Ende des 19. Jahrhunderts als Votivgabe vermacht worden war. Das interessierte niemanden so richtig, bis vor einigen Jahren bekannt wurde, dass dieses Werk von Jan Mostaert aus dem Jahre 1520 fast eine Million Mark wert ist. Plötzlich kamen immer häufiger interessierte Besucher, von der ehrenamtlichen Küsterin mit Argusaugen bewacht. Und als dann eines Tages der Kirchenschlüssel verschwunden war – ein harmloses Missverständnis, wie sich bald herausstellte –, ergriff sie beherzt die Initiative, nahm das Bild von der Wand, wickelte es in Papier, verwahrte es auf ihrem Schlafzimmerschrank und unterrichtete den Pfarrer. Heute hängt das Gemälde als Dauerleihgabe der Kirchengemeinde unter weit besseren klimatischen Bedingungen im Oderlandmuseum Bad Freienwalde und erfreut viele Kunstfreunde. Batzlow wird demnächst eine Kopie erhalten.

Die Batzlower Kirche ist ebenfalls eine von wenigen, die zu DDR-Zeiten



Kirche Lüdersdorf, Innenraum nach Westen mit neuem Gemeinderaum

»saniert« wurden. Das allerdings nicht unbedingt fachmännisch. Fußboden und Grundmauern zeigen deutliche Spuren heraufziehender Feuchtigkeit. Eine Drainage – vielleicht von einer Arbeitsfördergesellschaft ermöglicht – wäre begrüßenswert. Doch gemessen an weit größeren Problemen in dieser Region ist das relativ harmlos.

Ein wirkliches Sorgenkind ist die für diesen Landstrich fast riesige Kirche von Ringenwalde. Die heute kleine Kirchengemeinde ist mit der Erhaltung dieses imposanten Gebäudes, eines Feldsteinquaderbaus aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, weit überfordert. Und man sieht es dem Gebäude an. Zwar wurden erst kürzlich Notreparaturen am markanten Westturm für rund zehntausend Mark ausgeführt, aber am Ostgiebel drohen jeden Augenblick Steine herabzustürzen. Eine Grundsanierung wäre dringend nötig.

Ganz anders sieht es dagegen in Lüdersdorf aus. Die Kirche hatte Glück. Als man sich 1989 entschied, die begrenzten Mittel der Region auf die Restaurierung einer Kirche zu konzentrieren, fiel die Wahl auf Lüdersdorf. Die

Gemeinden Lüdersdorf und Biesdorf mit gemeinsamem Gemeindegemeinderat hatten sich zu dem Zweck schweren Herzens von ihrem Pfarrhaus getrennt und es in Erbpacht gegeben.

Nicht ganz zufällig fiel die Entscheidung für Lüdersdorf aus, birgt diese äußerlich schlichte, 1611 und 1821 aus dem Umbau eines mittelalterlichen Feldsteinbaus hervorgegangene Kirche doch eine einzigartige Kostbarkeit: eine Kassettenstuckdecke aus dem Jahre 1611 als herausragendes Zeugnis der Stucktechnik im beginnenden 17. Jahrhundert. Diese Decke, und nicht nur sie, war seinerzeit akut gefährdet. Die Holzbalken, an der sie hing, waren total verrotten und eigentlich – so hatte der Fachmann akribisch errechnet – hätte sie längst unten liegen müssen.

Heute ist sie wieder in aller Pracht zu bewundern: die rechteckig, achteckig oder rund gerahmten Flächen mit alt- und neutestamentarischen Reliefszenen von der Erschaffung der Welt, dem Erlösungswerk Christi bis zum Pfingstwunder, dazu Allianzwappen der Familien von Röbel und von Göllnitz, die zierlichen plastischen Buketts,



Lüdersdorf, Detail der Stuckdecke
(Foto: BLAD/D. Möller)

Früchte und Engelsköpfe auf den rahmenden Feldern und Balken.

Glück hatte die Kirche zudem mit den für die Bauarbeiten zuständigen Architekten Christine und Gerd Johannsen. Sie schufen mit der unauffällig etwas nach vorn gezogenen Orgelepore eine Winterkirche und darunter liegende Mehrzweckräume einschließlich versteckter Teeküche und Sanitäreinrichtung – eine raffinierte Konstruktion aus Stahl und Glas, wie sie dezenter und harmonischer integriert nicht sein könnte. Winterkirchen sind in den vergangenen Jahrzehnten in viele alte Kir-

chen eingebaut worden und haben oft einen eigenen Charakter entwickelt, der bis zum Charme einer »guten Stube« mit Tüllgardinen und Auslegware reicht. In Lüdersdorf ist mit der Winterkirche ein Wurf gelungen, der Vorbildcharakter hat. Eine Besichtigung sollte zum Pflichtprogramm für alle werden, die ähnliche Projekte im Auge haben.

Überhaupt wünschte man der Kirche mit ihrem besonderen Kleinod mehr allgemeine Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit. Warum der Fremdenverkehrsverein diese Anregung bisher nicht aufgegriffen hat, bleibt unverständlich.

Kontrastprogramm: Besuch auf der Baustelle Kirche Frankenfelde. Gerüste am noch nicht fertig geputzten Turm, ein leerer Kirchenraum; Altar, Kanzel, Orgel und Bänke sind ausgelagert. Hier empfängt uns Friedhelm Zapf, Vorsitzender des Bauausschusses und vom Gemeindekirchenrat »generalbevollmächtigt« für die Leitung der Bauarbeiten. Dass er auf den gegenwärtigen, eher ernüchternden Zustand des alten Gemäuers sehr stolz ist, hat seinen guten Grund. Vor noch einem reichlichen Jahr hätte kein Außenstehender geglaubt, dass diese Kirche überhaupt noch zu retten ist.

»Kirchenbau baut Gemeinde«, waren Christian Kohlers Worte. Frankenfelde liefert den Beweis. Begonnen hatte es 1997, als Pfarrer Kohler beim Gottesdienst mal wieder mit dem Kirchenältesten Eberhard Grunow allein dasaß und sich die Frage stellte, ob es noch Sinn mache, hier eigene Gottesdienste abzuhalten. Das muss dann doch für manche in der Gemeinde eine



Kirche Möglin,
notgesicherte Westwand

Initialzündung gewesen sein. Als der Pfarrer zum »letzten« Gottesdienst erschien, saßen in den Kirchenbänken schon weit mehr Frankenfelder. Und am Ende des Jahres konnte der Gemeindekirchenrat den Baubeschluss zur Grundsanierung wagen. In vielen Gesprächen wurden die Bürger des Dorfes – und nicht nur die Christen – von Anfang an in das Vorhaben der Kirchengemeinde einbezogen.

Für den ersten Bauabschnitt wurden 342 000 Mark veranschlagt. Und das hieß: 114 000 Mark Eigenmittel waren aufzubringen, von denen die Landeskirche die Hälfte tragen wollte. 57 000 Mark musste die Kirchengemeinde aufbringen, und die hatte in ihrem Rücklagefonds gerade mal 11 000 Mark.

»Für den Erfolg braucht man vor allem ein oder zwei Verrückte, die daran glauben und andere begeistern, und erst dann braucht man auch das notwendige Geld«, sagt Friedhelm Zapf, und die Entwicklung gibt ihm Recht.

Als trotz dieser Unsicherheiten der Fördermittelantrag gestellt und 1999 mit der Sanierung begonnen worden war, als sichtbar wurde, dass sich an der Kirche etwas tat, wurde man im Dorf mobil. Viele kleine und große Spenden trafen ein, unentgeltliche Mitarbeit wurde angeboten. So konnten in relativ kurzer Zeit Dach, Dachstuhl und die Decke des Kirchenschiffes saniert werden. Und es erinnert an das Wunder der Brotvermehrung am See Genezareth: Am Ende des ersten Bauabschnitts waren die 11 000 Mark immer noch auf dem Rücklagekonto. Inzwischen ist schon der zweite Bauab-



Dorfkirche Frankenfelde

Der Erhaltungszustand des Frankenfelder Altars

| Werner Ziems, Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege

Der Altaraufsatz aus der Kirche in Frankenfelde ist Teil ihrer reichen Ausstattung aus der Zeit um 1610. In vier Geschossen erhebt sich der 4 Meter hohe und 3,10 Meter breite Architekturaufbau über der Altarmensa. Dargestellt sind für Renaissancealtäre typische Szenen als Reliefs: Abendmahl, Kreuzigung, Auferstehung und Weltgericht.

Das hölzerne Kunstwerk hat im Laufe der Zeit schwerwiegende Schädigungen erfahren. Bedeutende Teile des Schnitzwerkes sind Generationen von Holzwürmern zum Opfer gefallen. Vor allem im unteren Bereich, an den Reliefs von Abendmahl und Kreuzigung, fallen die starken Verluste ins Auge; bei der Kreuzigung sind Christus und die beiden Schächer vollständig verlustig, beim Abendmahl fehlen mehrere Köpfe der Jünger. Auch die Farbfassung weist starke Schäden auf. Die sichtbare Fassung stammt aus jüngerer Zeit und ist grob entstellend. Darunter konnten nur winzige Reste der Originalfassung nachgewiesen werden.

Gegenwärtig werden im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege Untersuchungen zum historischen Be-

stand, insbesondere seiner Farbigkeit, angestellt, mit dem Ziel, ein geeignetes Konzept für die notwendige Restaurierung zu erarbeiten. Schon jetzt lässt sich sagen, dass es äußerst schwierig sein wird, eine befriedigende Lösung für die Restaurierung des so



Detail vom Abendmahl,
Schadensbild



(Fotos: BLAD/D. Möller)

stark geschädigten Kunstwerkes zu finden – zwischen Sicherung und Erhalt der fragmentarischen Substanz einerseits und plastischer wie farblicher Komplettierung andererseits.

schnitt mit gleichem Finanzvolumen gemeistert, und der dritte mit 180 000 Mark soll in diesem Jahr den Abschluss der Grundsanierung bringen. 2003 will man mit allen Arbeiten fertig sein.

Ein wortwörtlich farbiges Bild von dieser Spendenfreudigkeit bieten unter anderem die restaurierten Bleiglasfenster einschließlich Schutzverglasung. Als ein Sponsor eines der Fenster spendieren wollte, meldeten sich sogleich mehrere mit dem gleichen Angebot, und fast hätte die Zahl der Fenster nicht ausgereicht. So stehen heute in den unteren kleinen Eck-Glasfeldern gleich mehrere Stifternamen. Eines dieser Fenster verdient übrigens besondere Aufmerksamkeit. Es wurde laut Inschrift anlässlich einer Pestepidemie 1598 gestiftet und erzählt von den verheerenden Folgen für Frankenfelde.

Mindestens ebenso bemerkenswert sind uralte Wandmalereien, die während der Bauarbeiten unter mehr als zehnfacher Farbschicht freigelegt wurden. Sie sollen teilweise restauriert und sichtbar gemacht, in jedem Fall aber für die Nachwelt gesichert werden.

Längst ist wieder Leben in die noch leere Kirche gekommen, nicht nur durch die Handwerker. Als zum Auftakt der Arbeiten zum Gottesdienst auf der Baustelle eingeladen wurde, kamen mehr als sechzig Dorfbewohner. Inzwischen gab es weitere solche »Baustellen-Gottesdienste« mit bis zu neunzig Teilnehmern, auch Trauungen und Taufen fanden statt. Die Frankenfelder haben ihre Kirche wieder in Besitz genommen, und als sie zu Weihnachten den noch eingerüsteten Turm anstrahlen ließen, war das ein Zeichen

ihres Stolzes: Das da auf dem Hügel über unserem Dorf, das ist unser aller Werk.

Hoch oben auf der Spitze leuchtet seit November wieder die vergoldete Turmbekrönung. Die Kugel, vor kurzem noch von Einschusslöchern aus dem Zweiten Weltkrieg übersät, enthält unter anderem eine Botschaft an die späteren Frankenfelder: »Im Vertrauen darauf, dass unser Herr seine Kirche trägt und durch die Zeiten begleitet, wollen wir diese Kirche für euch erhalten. Wir wollen an euch weitergeben, was wir empfangen haben ...«

Die Frankenfelder Erfahrungen machen Mut. Vielleicht werden später auch andere Kirchen der Umgebung, die heute noch in Not sind, in einer neuen Turmkugel eine so gute Botschaft tragen.

Der Erhaltungszustand des Frankenfelder Altars

| Werner Ziems, Amtsrestaurator im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege

Der Altaraufsatz aus der Kirche in Frankenfelde ist Teil ihrer reichen Ausstattung aus der Zeit um 1610. In vier Geschossen erhebt sich der 4 Meter hohe und 3,10 Meter breite Architekturaufbau über der Altarmensa. Dargestellt sind für Renaissancealtäre typische Szenen als Reliefs: Abendmahl, Kreuzigung, Auferstehung und Weltgericht.

Das hölzerne Kunstwerk hat im Laufe der Zeit schwerwiegende Schädigungen erfahren. Bedeutende Teile des Schnitzwerkes sind Generationen von Holzwürmern zum Opfer gefallen. Vor allem im unteren Bereich, an den Reliefs von Abendmahl und Kreuzigung, fallen die starken Verluste ins Auge; bei der Kreuzigung sind Christus und die beiden Schächer vollständig verlustig, beim Abendmahl fehlen mehrere Köpfe der Jünger. Auch die Farbfassung weist starke Schäden auf. Die sichtbare Fassung stammt aus jüngerer Zeit und ist grob entstellend. Darunter konnten nur winzige Reste der Originalfassung nachgewiesen werden.

Gegenwärtig werden im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege Untersuchungen zum historischen Bestand, insbesondere seiner Farb-

keit, angestellt, mit dem Ziel, ein geeignetes Konzept für die notwendige Restaurierung zu erarbeiten. Schon jetzt lässt sich sagen, dass es äußerst schwierig sein wird, eine befriedigende Lösung für die Restaurierung des so



Detail vom Abendmahl,
Schadensbild



(Fotos: BLAD/D. Möller)

stark geschädigten Kunstwerkes zu finden – zwischen Sicherung und Erhalt der fragmentarischen Substanz einerseits und plastischer wie farblicher Komplettierung andererseits.

schnitt mit gleichem Finanzvolumen gemeistert, und der dritte mit 180 000 Mark soll in diesem Jahr den Abschluss der Grundsanierung bringen. 2003 will man mit allen Arbeiten fertig sein.

Ein wortwörtlich farbiges Bild von dieser Spendenfreudigkeit bieten unter anderem die restaurierten Bleiglasfenster einschließlich Schutzverglasung. Als ein Sponsor eines der Fenster spendieren wollte, meldeten sich sogleich mehrere mit dem gleichen Angebot, und fast hätte die Zahl der Fenster nicht ausgereicht. So stehen heute in den unteren kleinen Eck-Glasfeldern gleich mehrere Stifternamen. Eines dieser Fenster verdient übrigens besondere Aufmerksamkeit. Es wurde laut Inschrift anlässlich einer Pestepidemie 1598 gestiftet und erzählt von den verheerenden Folgen für Frankenfelde.

Mindestens ebenso bemerkenswert sind uralte Wandmalereien, die während der Bauarbeiten unter mehr als zehnfacher Farbschicht freigelegt wurden. Sie sollen teilweise restauriert und sichtbar gemacht, in jedem Fall aber für die Nachwelt gesichert werden.

Längst ist wieder Leben in die noch leere Kirche gekommen, nicht nur durch die Handwerker. Als zum Auftakt der Arbeiten zum Gottesdienst auf der Baustelle eingeladen wurde, kamen mehr als sechzig Dorfbewohner. Inzwischen gab es weitere solche »Baustellen-Gottesdienste« mit bis zu neunzig Teilnehmern, auch Trauungen und Taufen fanden statt. Die Frankenfelder haben ihre Kirche wieder in Besitz genommen, und als sie zu Weihnachten den noch eingerüsteten Turm anstrahlen ließen, war das ein Zeichen

ihres Stolzes: Das da auf dem Hügel über unserem Dorf, das ist unser aller Werk.

Hoch oben auf der Spitze leuchtet seit November wieder die vergoldete Turmbekrönung. Die Kugel, vor kurzem noch von Einschusslöchern aus dem Zweiten Weltkrieg übersät, enthält unter anderem eine Botschaft an die späteren Frankenfelder: »Im Vertrauen darauf, dass unser Herr seine Kirche trägt und durch die Zeiten begleitet, wollen wir diese Kirche für euch erhalten. Wir wollen an euch weitergeben, was wir empfangen haben ...«

Die Frankenfelder Erfahrungen machen Mut. Vielleicht werden später auch andere Kirchen der Umgebung, die heute noch in Not sind, in einer neuen Turmkugel eine so gute Botschaft tragen.



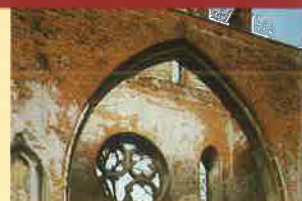
Rathstock



Podelzig



Carzig



Reitwein

Der Kirchenkreis Oderbruch verfügt über viele relativ junge Kirchen in der Ebene des 1747 trockengelegten Oderbruchs. Die ersten Kolonistengenerationen hinterließen Fachwerkbauten, eindrucksvolle Bauten des 19. Jahrhunderts berichten vom Aufstieg und Wohlstand der Dörfer. Auf dem Höhenzug um Seelow, Wriezen und Bad Freienwalde dominieren die mittelalterlichen Feldsteinkirchen.

Die Gebäudesituation des Kirchenkreises ist aber auch von einer im Zweiten Weltkrieg entstandenen und bis heute nicht bewältigten Not gekennzeichnet. Nahezu das gesamte Oderbruch wurde im Winter/Frühjahr 1945 zum Schauplatz einer der letzten großen Schlachten des Krieges. Neben den weit mehr als 50 000 offiziell bezifferten Kriegstoten brachten die Kämpfe enorme Zerstörungen an den kirchlichen Gebäuden. Allein in der Region um Seelow wurden von den vor dem Krieg vorhandenen 53 Kirchen 27 völlig zerstört. Kirchenruinen prägen bis heute so manches Dorf im Oderbruch. Nur zwei Kirchen wurden nach dem Kriege an Stelle der zerstörten neu errichtet.

Noch 55 Jahre nach Kriegsende werden einmal als Provisorien eingerichtete Räume weiter zu gottesdienstlichen und gemeindlichen Zwecken genutzt:

- Gottesdienst muss in zwölf Kirchengemeinden ausschließlich in Gemeinderäumen der Pfarrhäuser bzw. in fünf Notkirchen abgehalten werden, drei Beerdigungshallen werden gleichzeitig für den Sonntagsgottesdienst genutzt.
- Wo Pfarrhäuser zerstört waren, wurden zum Teil Wohnungen in die Kirche eingebaut. Das gibt es wohl in keinem anderen Landstrich Deutschlands.

Der Kirchenkreis Oderbruch trägt immer noch an einer Last, die eigentlich das ganze deutsche Volk aus der gemeinsamen Kriegsschuld zu verantworten hat.

In der DDR-Zeit konnte unter Aufbringung vieler handwerklicher Eigenleistungen und finanzieller Hilfe aus den Partnergemeinden in der Bundesrepublik die nach dem Krieg notdürftig wieder nutzbar gemachte Bausubstanz lediglich erhalten werden. Die politische Wende ließ auch im Blick auf die Verbesserung der kirchlichen Bausubstanz neue Hoffnung aufkeimen.

Einige Kirchen und Pfarrhäuser konnten mit Hilfe von staatlichen Förderprogrammen und bescheidenen Eigenmitteln tatsächlich wieder instand gesetzt werden. Besondere Beachtung fand dabei die Rekonstruktion der so genannten Schul- und Bethäuser – einer im 18. und 19. Jahrhundert aus Sparsamkeitsgründen gebauten Kombination von Schule und Kirche unter einem Dach. Hervorzuheben ist auch der durch einen privaten Spender 1997/98 finanzierte Wiederaufbau des Turmes der Seelower Stadtkirche. Dieses durch die öffentlichen Medien mit großem Interesse begleitete Baugeschehen hat andere Kirchengemeinden und Kommunen ermutigt, bauliche Wünsche bezüglich ihrer zerstörten Kirchen zu formulieren, Fördervereine zu gründen, nach Verbündeten zu suchen und an einer langfristigen Realisierung von Plänen zu arbeiten.

Es wird nicht darum gehen, alle zerstörten Kirchen wieder aufzubauen. Aber es muss möglich werden, in den fünf Pfarrsprengeln, in denen es überhaupt keine intakte Kirche mehr gibt, eine zentrale Kirche für die Gottesdienste zurückzugewinnen.

Der Pfarrsprengel Mallnow ist mit der Sanierung der Kirchenruine Niederjesar und der Nutzung als Kirche auf dem besten Wege dazu. Dabei ist es von entscheidender Bedeutung, dass eine solche Nutzung sowohl für die Kirchengemeinde als auch für die Kommunalgemeinde offen ist.

Die Kirchenruinen, die nicht wieder aufgebaut werden können (etwa ein Dutzend), müssen vor weiterem Verfall gesichert werden. Befördert werden wir in solchem Planen dadurch, dass die Nutzung von Kirchenruinen als öffentlicher Raum, zu besonderen Gottesdiensten und zu Amtshandlungen in das Interesse von Gemeindegliedern gelangt ist. Erntedankgottesdienste, Konfirmationsgottesdienste, Gottesdienste zur goldenen Konfirmation, Trauungen, Konzerte und Ausstellungen finden seit drei Jahren auch in den Kirchenruinen des Kirchenkreises statt.

Neben diesen besonderen Aufgaben, die in den am schwersten vom Krieg betroffenen Gebieten zu bewältigen sind, gehört zum Kirchenkreis, wie oben angedeutet, ein reicher Bestand an historischen Gebäuden, die unsere Vorfahren zur Ehre Gottes und zum gesegneten Gebrauch für sich und die nachfolgenden Generationen erbaut haben. Hier ist fortlaufend ein sorgsamer, aber angesichts der Gesamtsituation zugleich bescheidener Bauunterhalt zu leisten. Einige Kirchen allerdings bedürfen dringend einer Sanierung, sollen größere bauliche Schäden verhindert werden.

Die Pflege und der Erhalt ihrer Kirchen ist den Gemeinden ein wichtiges Anliegen, dem sie sich mit Liebe und Engagement stellen. Ebenso stark kann aber auch die Verzweiflung angesichts übergroßer Aufgaben sein. Dabei kann es ein wichtiges und Mut machendes Zeichen sein, dass auch viele, die der Kirche fernstehen, die Gebäude nicht missen wollen.

An der Aufgabe der Erhaltung und Nutzung unserer Kirchen, die uns große Lasten auflegt, wachsen neben der Verantwortung, die Menschen übernehmen, aber auch wieder ein Stück Gemeinde- und Glaubensleben und Heimatgefühl.

Der Verfall der Kirchenruine in Schönfließ muss aufgehalten werden

Die Ruine der Kirche in Schönfließ muss von der Gemeinde dringend gesichert werden. Herabfallende Steine stellen eine Gefährdung auf dem Friedhof des Dorfes dar und die kleine Notkirche, die nach dem Krieg in einen Querhausflügel eingebaut worden ist, kann nicht mehr benutzt werden.

Im Winter 1945 wurde der Turm der Dorfkirche gesprengt, um der feindlichen Artillerie einen Orientierungspunkt zu nehmen. Die herabfallenden Trümmer zerstörten das Kirchenschiff. Ein Foto aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zeigt noch die vier prächtigen Staffelgiebel der 1878 erbauten Kirche. In der Art mittelalterlicher Querhäuser besaß das Kirchenschiff seitliche Kreuzarme. Vier in den Formen märkischer Backsteingotik geschmückte Giebel und ein Turm »krön-ten« einmal das Bild des Bauerndorfes. In den Fünfzigerjahren wurde die Notkirche errichtet. Schönfließ gehört zum Pfarrsprengel Mallnow, der alle seine Kirchen verlor. Zurzeit wird die Kirche im benachbarten Niederjesar als übergemeindliches Zentrum ausgebaut. Die Reste der Schönfließer Kirche aber sollen erhalten bleiben und die Notkirche als Feierhalle für Beerdigungen genutzt werden.

Das Gutachten eines Ingenieurbüros beschreibt die notwendigsten Arbeiten:

- Die Wände bestehen aus Ziegelmauerwerk im Reichsformat auf einem Sockel aus gespaltenen Feldsteinen in der im 19. Jahrhundert üblichen Ausführung. Das Ziegelmaterial ist partiell



sehr weich und wird daher bei weiterem Frostangriff rasch zerstört. Die gravierendsten Schäden finden sich an der ungeschützten Mauerkrone. Diese wird um etwa einen halben Meter abgetragen und neu aufgemauert werden müssen. Außerdem ist hier dringend eine Zinkblechabdeckung erforderlich. Der Turmrest droht auseinander zu brechen. Hier werden ein einfacher Ringanker und gleichfalls eine Zinkblechabdeckung benötigt.

- In den Fenstern befinden sich teilweise noch unvollständige und daher vom Absturz bedrohte Stäbe und Rosetten.

- Die Außenwandflächen weisen einzelne Fehlstellen, zum geringen Teil auch größere, zusammenhängende, stark zerklüftete Flächen auf, die durch einfachen Steinaustausch gesichert werden sollen.

- Die Innenwandflächen müssten partiell schleimverfugt werden,

da hier sonst der Abgang ganzer Fassadenpartien droht.

Die Sicherung der Schönfließer Kirchenruine soll in der bescheidensten, unbedingt notwendigen Form erfolgen. Die Gemeinde muss die Verkehrssicherheit gewährleisten und sie möchte die immer noch eindrucksvollen Reste der Kirche bewahren.

Wir bitten Sie hierfür um Ihre Unterstützung!



Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen
Berlin-Brandenburg
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00
bei der Berliner Volksbank
Kennwort: Schönfließ

Für Spendenbescheinigungen
bitte Name und Anschrift
angeben.

Pfarrer Stephan Scheidacker

Die einzigartige Geschichte einer Kirchenrenovierung



Es gibt Geschichten, die man kaum glauben kann, obwohl das, wovon sie erzählen, anfassbar ist und vor Augen liegt. Zu ihnen gehört, was über die Renovierung der Dorfkirche Rohrlacks zu berichten ist.

Rohrlack ist ein kleines 120-Seelen-Dorf, südwestlich von Neuruppin gelegen. Seine Häuser sind klein, manche fast unscheinbar, aber in der Dorfmitte findet sich der alte, neuerdings wieder sehr schön hergerichtete ehemalige Gutshof. Neben dem Gutshof und ganz in der Dorfmitte steht die Dorfkirche.

Am 29. April 1892 schrieb der Rohrlacker Pastor Lutze an das Königliche Konsistorium: »Ich habe mir vor 15 Jahren bei meinem Amtsantritt hier das Ziel ersehnt, eine schöne Kirche erbauen zu können. Der Schwierigkeiten waren sehr viele. Dank Gottes Gnade sind sie alle überwunden. Eine größere Har-

monie ist niemals bei Gemeinde, Patronat und Pfarramt gewesen als in dieser Kirchbausache. Das ist das Gnadengeschenk Gottes nach langjährigem Beten und Arbeiten. Es ist eine große Sache, die wir vorhaben. Vor dem Dreißigjährigen Krieg war hier eine würdige Kirche mit massivem Turm. In unserer Nähe tobte die Schlacht bei Fehrbellin. Das ganze Dorf wurde in Asche gelegt. Die Kirche bekam nur notdürftig Dach und Dachreiter. So steht sie bis auf den heutigen Tag in armseliger Gestalt. Nun erst soll der durch den Dreißigjährigen Krieg angerichtete Schaden vollständig beseitigt werden.« Bereits 1893 war es dann so weit: Eine für die hiesige Gegend ansehnliche, in gelbem und rotem Backstein kunstfertig gemauerte Dorfkirche, deren Feldsteine, insbesondere im Bereich der Altarraumwände, noch von der früheren Kirche zeugten, wurde

eingeweiht. Den Turm der Kirche krönte eine 19 Meter hohe hölzerne und mit Schiefer gedeckte Turmspitze, die gleichsam wie ein Finger der Erinnerung in den Himmel wies und die Menschen im Dorf täglich daran erinnerte, dass der Himmel nicht leer und deswegen im Leben nach Gott zu suchen und zu fragen ist.

Im Herbst 1988 wurde die Kirchengemeinde Rohrlack, die bis dahin zum Pfarramt Kerzlin gehört hatte, dem Pfarramt Manker zugeordnet. Ich fuhr als nun zuständiger Pfarrer – das erste Mal – nach Rohrlack, um die Gemeinde und die dortigen örtlichen Gegebenheiten kennen zu lernen. Der Schreck war groß. Zwar gehörten ca. 60 Menschen, also die Hälfte der Dorfbevölkerung, zur Kirchengemeinde, aber einen eigenen Gemeindegemeinderat hatte diese nicht mehr. Drei Kirchenälteste gab es noch, aber »die Regierung« hatte schon einige Zeit der Ruppiner Kreis-kirchenrat übernommen. Und dieser hatte zu Beginn des Jahres 1988 auf Grund – ich denke bis heute: falscher – Baugutachten den Abriss der schönen Kirchturmspitze angeordnet. Eine der vier kleinen Spitzen, welche die große Turmspitze »begleiteten«, war locker



geworden und hatte den Anlass zu einer Untersuchung gegeben. Die unter dem notorischen Materialmangel der DDR leidende Kirchenbaubrigade des Kirchenkreises brauchte Holz zur Wiederherrichtung der reparaturbedürftigen Wildberger Nachbarkirche. Dies und, so glaube ich, die fehlende Ortskenntnis der Mitglieder des Kreiskirchenrates hatten zu der Fehlentscheidung geführt, gleich die ganze Kirchturmspitze einzureißen.

Meine Recherchen in Rohrlack ergaben damals: Eines Morgens sahen die Rohrlacker und ihre drei Kirchenältesten, wie die Turmspitze in wenigen Stunden abgerissen wurde. Diese fiel in das Dach des Kirchenschiffes, zerstug das Dach und zerstörte das gesamte Inventar. Das »Gnadengeschenk Gottes«, um das sich Pastor Lutze keine hundert Jahre zuvor durch Beten und Arbeiten so gemüht hatte, war nur noch eine Ruine.

Was war zu tun? Der Kreiskirchenrat beschloss, die turm- und dachlose Kirchenruine zuzuschließen und aufzugeben. Es war halt nur ein kleines märkisches Dorf ohne eigenen Kirchenrat, der angerichtete Schaden kaum noch zu beheben und zudem eine »Baulast« weniger. Noch 1988 machten wir uns mit den Gemeindegliedern von Rohrlack daran, das Kirchenschiff vom Turm- und Dachschutt freizuräumen. Dann wählten wir einen neuen örtlichen Gemeindegliederkirchenrat. Dieser beschloss, den Wiederaufbau zu versuchen. Die damalige LPG-Leitung sorgte dafür, dass das Schiff ein repariertes Dachgebälk und eine Deckung bekam, da sie nicht einverstanden war, dass in Zukunft in der Dorfmitte eine Kirchenruine stehen sollte. Wenigstens das konnte geschafft werden. Alle weiteren Bemühungen, die Kirche wieder funktionsfähig herzurichten, scheiterten am fehlenden »großen« Geld.

1997 dann »reichte« es dem jungen Kirchenältesten Hans Joachim Schulz und damit beginnt diese so einzigartige Geschichte einer Kirchenrenovierung. Er hatte, wie alle anderen Beteiligten, lernen müssen, dass Hilfe von außen nicht mehr kommen würde. Er nahm den Kirchenschlüssel, brachte in das leere und zerstörte Kirchenschiff seine eigene Baurüstung, besorgte Holz und Material und baute zwei Jahre lang in seiner Freizeit – ohne Hilfe anderer und vollkommen alleine – eine neue Kirchendecke ein. Danach kümmerte er sich um die Ausführung der notwendigen Maurer- und Putzarbeiten, verlegte eine vollständig neue

Elektrik, besorgte einen polnischen Glasermeister, der die zerstörten Kirchenfenster neu baute, restaurierte die Kanzel und den Altar, holte die ausgelagerten Orgelpfeifen zurück, malerte die Kirche, führte Außenreparaturen an der Kirche wie das Aufmauern der ebenfalls zerstörten Schornsteinköpfe durch, brachte zwei Öfen hinein und präsentierte immer erst, wenn er mit einem großen Bauabschnitt fertig war, anderen das Ergebnis seiner »Ein-Mann-Kirchenrenovierungsbemühung«. 40 Jahre ist Herr Schulz alt, und er hat wirklich die »goldenen Hände«, vor allem aber das »gute Herz« für die eigene Kirche, das diese Hände bewegt hat und weiter bewegt.

Er hat nicht nur kostenlos dies alles alleine geschafft, er hat – so weiß ich –

manche Mark an Material und Werkzeug selbst hineingesteckt in sein Tun, das dazu geführt hat, dass die Kirchengemeinde nun ein neues »Gnadengeschenk Gottes«, ihre Dorfkirche, sommers wie winters nutzen kann.

Alle, die diese einzigartige Geschichte mitverfolgt haben, freuen sich, dass Herr Schulz, dieser fleißige, kunstfertige Mann mit dem Herzen auf dem richtigen Fleck, der ansonsten ein ausgesprochen bescheidener und recht zurückhaltender Mann ist, Ende des Jahres 2000 vom Bundespräsidenten die Verdienstmedaille für ehrenamtlich zum Gemeinwohl tätige und engagierte Bürger für seine Bemühung um die Rohrlacker Dorfkirche erhalten hat. Diese Auszeichnung hat er sich wirklich verdient.

Wir bieten Ihnen neben unseren banküblichen Dienstleistungen auch individuelle Lösungen

- für Ihre Vermögensanlage und Altersvorsorge
- für Ihren institutionellen oder privaten Finanzierungsbedarf
- für Mobilienleasing durch unsere Tochter HKD

Sprechen Sie unsere kompetenten und mobilen Berater an.

Übrigens:
Neben gebührenfreier Kontoführung ist online-Banking für uns selbstverständlich!



**Seit über 30 Jahren
Ihr zuverlässiger
Partner**

Universalbank für Kirchen, Diakonie, Caritas und Verbände der freien Wohlfahrtspege und deren haupt-, neben- oder ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern

Evangelische Darlehns-Genossenschaft eG

24103 Kiel
Herzog-Friedrich-Straße 45
Telefon (04 31) 66 32-0
Telefax (04 31) 66 32-444

10249 Berlin
Georgenkirchstraße 69/70
Telefon (030) 24 34 94-0
Telefax (030) 24 34 94-33

Internet: www.edg-kiel.de
E-Mail: kirchenbank@edg-kiel.de

Heimtraud Eichhorn, Verein Denkmale Glambeck Einkehr halten in der Dorfkirche zu Glambeck



Die kleine, fast dreihundert Jahre alte Fachwerkkirche im Walddorf Glambeck, nördlich von Joachimsthal gelegen, ist eine besondere Kostbarkeit – für Christen und Nichtchristen der Region. Sie zählt zu den einfachsten und kleinsten Kirchen Brandenburgs. Doch dass heute die niedrige schlichte Pforte offen steht für Besucher von Gottesdiensten, von Konzerten und Ausstellungen, ist bei weitem keine Selbstverständlichkeit.

Noch vor nicht allzu langer Zeit war die Kirche Ruine, zwanzig Jahre lang war sie nicht genutzt worden und zusehends verfallen. Die evangelische Kirche hatte sie bereits »abgeschrieben«. Doch dann gründete sich im Januar 1998 der Denkmalverein Glambeck e.V. und entschied, die Kirche im Dorf zu lassen.

Das Engagement der Glambecker und ihr unermüdlicher Einsatz lösten im Ort und in der Region schon bald Aktionen aus, die weit über die Wiederherstellung des Kirchenbaus hinausgehen. Inzwischen ist man daran gegangen, auch andere erhaltenswerte alte

Gebäude zu restaurieren, Kulturangebote zu konzipieren, Pläne für eine dem Naturschutz verpflichtete Landschaftsgestaltung zu schmieden. Den Vereinsmitgliedern gelang es, eine Vielzahl kompetenter Helfer zu gewinnen: Restauratoren, Bodendenkmalpfleger, Landschaftsarchitekten, aber auch Tischler und Stellmacher, die ohne Honorar mitmachten, und Jugendliche, die in ihrer Freizeit zupackten.

Ursprung all der Aktivitäten aber war der Wunsch, die kleine Kirche zu retten. Und bei ihrer Restaurierung ging man sehr sorgfältig vor. Das kleine Gebäude ist eine typische Arme-Leute-Kirche, die sich nicht einmal mit einem stolzen Turm präsentiert, nur mit einem gediegenen Metallkreuz vom Dorfschmied. Dieser Charakter sollte gewahrt werden. Alte Techniken wie die Lehmbauweise wurden angewandt. Die Kirche erhielt wieder ihren »ärmlichen« Außenputz mit Kalkmörtel und wurde innen mit Lehm ausgefacht. Selbst die quadratischen Fußbodensteine der Vorgängerkirche (1543 Ersterwähnung,

nach dem Dreißigjährigen Krieg wüst), gefunden im Erdreich unter dem Fußboden, wurden nach 300 Jahren wieder verwendet. Der restaurierten Dorfkirche blieben also die Narben und Zeichen der Zeit erhalten.

Dem Bauherren Denkmalverein gelang die denkmalgerechte Grundsanierung. Eine Vergabe-ABM konnte erwirkt werden, eine Kofinanzierung wie beispielsweise durch das Dach- und Fach-Programm oder Denkmalmittel des Landkreises war beantragt und bewilligt worden.

Eine kleine ständige Ausstellung im Eingangsbereich der Kirche informiert heute die Besucher. Sie erzählt von der Rettung des Baudenkmals und dessen Geschichte. Da wird auch berichtet von der Umsiedlung eines Viertelmillion-Bienenvolkes von Glambeck nach Biesenbrow. Die durchaus nützlichen Insekten hatten sich im Fachwerk der ungenutzten Kirche häuslich eingerichtet. Wegen der Restaurierung musste dieser halblegale »Mietvertrag« dann doch gekündigt werden. Auch

über große Brandenburger Persönlichkeiten ist zu erfahren, so über Franz Neumann (1798–1895), den Begründer der theoretischen bzw. mathematischen Physik, und seine heimliche Taufe in der Dorfkirche zu Glambeck (hier unbedingt nachfragen). Oder: 1862 wurde Friedrich Wilhelm Graf zu Redern (1802–1883), Komponist und Generalintendant der Königlichen Schauspiele Berlin, Patronatsherr des Kirchleins am Welsetal.

Die Glambecker Fachwerkkirche, idyllisch an der Welseniederung gelegen, ist eine Reise wert. Gäste, die gut zu Fuß sind, spazieren die letzten fünfhundert Meter vom Taubenturm die alte, unter Naturschutz stehende Lindenallee zur Kirche entlang und genießen die Ursprünglichkeit der Natur im »grünen Herzen« des Biosphärenreservats Schorfheide-Chorin. Von März bis Oktober ist das Kirchlein außer montags geöffnet. Es lädt zur stillen Einnkehr, zu einer kurzen Rast, auch zu einem kleinen Imbiss ein, aber auch zu Konzerten und Ausstellungen.

Maler und Grafiker, Fotografen, Keramiker, Textilgestalter stellen ihre Kunstwerke in der Kirche aus. An jedem dritten Sonntabend, 15 Uhr, finden sich Musikliebhaber in Glambeck ein. Hier konzertierten bereits namhafte Künstler, die die Atmosphäre und die Intimität des Welskirchleins, die gute Akustik und den Beifall eines sachkundigen Publikums zu schätzen wissen. So laden die »Glambecker Konzerte« monatlich zum Musikerlebnis im Kleinen ein.

Der »Glambecker Kulturherbst« hat sich inzwischen etabliert. »Osteuropäische Wochen« bieten vom 15. September bis zum 6. Oktober vielfältige Musik- und Kunsterlebnisse.

Auch die Glambecker Gottesdienste bieten Besonderes: Monatlich sprechen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens über ihre Erfahrungen mit biblischen Texten.

Heute sind die Glambecker und ihre Freunde also um eine angemessene, vielseitige Nutzung des Kirchleins bemüht. Um die Dorfkirche ranken und

bündeln sich vielfältige kulturelle Aktivitäten. Aus der einst gesperrten Ruine wurde nicht nur ein Schmuckstück, sondern ein kultureller Mittelpunkt der gesamten Region und darüber hinaus.

Mehr zur Geschichte des Ortes und der Kirche unter www.barnim.de.

Das Jahresprogramm »Glambecker Konzerte 2001« und die Glambecker Preußen-2001-Veranstaltungen sind in der kleinen Broschüre »Stille Winkel am Rande der Schorfheide« enthalten. Herausgeber: Verein Denkmale Glambeck. Gegen Rückporto (und eine »Briefmarkenspende«) wird Ihnen das Heftchen auf Wunsch zugesandt. Anschrift: Denkmale Glambeck e.V. Wolletzer Weg 1 16247 Glambeck

RADIO 3

Die ganze Klassik.

ORB

Berlin/Havelland 96,3
Prignitz 91,7
Oderland 96,8
Fläming 100,2
Lausitz 104,4
Uckermark 104,4



DER KLASSIKER VON NDR UND ORB

Marie Luise Preiss

Alt Placht – Das Kirchlein im Grünen

*Marie Luise Preiss, Fotografin, arbeitet seit vielen Jahren
im Auftrag der Deutschen Stiftung Denkmalschutz*

Eigentlich musste ich an diesem regnerischen Sonntag gar nicht nach Alt Placht. Ich war, von Berlin kommend, auf der B 96 auf dem Weg nach Greifswald. Ausnahmsweise drängte die Zeit nicht und so bog ich spontan in Fürstenberg rechts von der Bundesstraße ab, fuhr bis Lychen, von dort wieder rechts Richtung Templin. Und hinter Densow fand ich linkerhand den Wegweiser nach Alt Placht. Ein Sandweg durch den Wald.

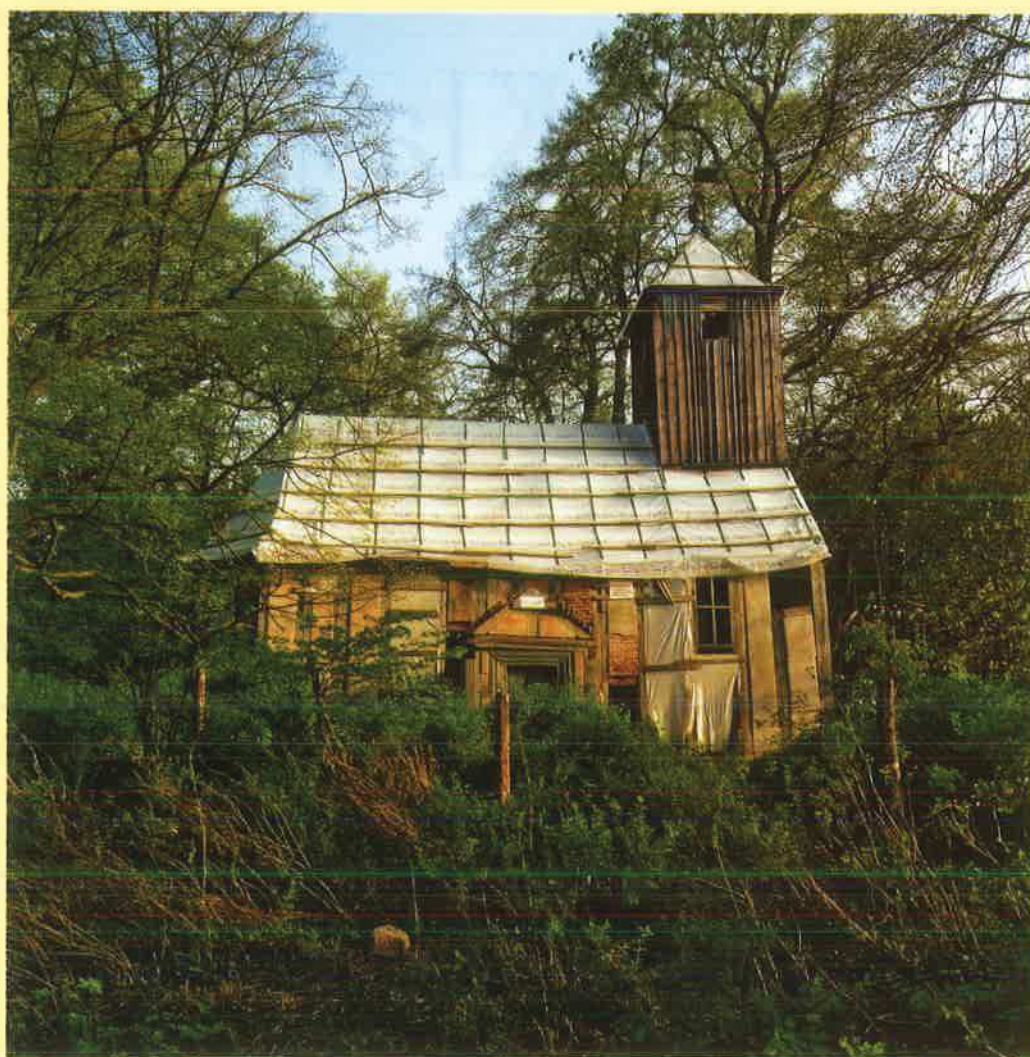
Ich war einfach neugierig! Anfang der Neunzigerjahre hatte mich die Deutsche Stiftung Denkmalschutz nach

Brandenburg geschickt, um verschiedene Förderprojekte zu fotografieren. Unter anderem auch Alt Placht.

Auf dem Sandweg durch den Wald kamen mir die Eindrücke von damals in den Sinn. Ich sehe es noch vor mir, als an einem sonnigen Sommertag nach längerem Suchen hinter dichtem Grün die Reste einer kleinen Kirche sichtbar wurden. Es war verwunschen, versponnen, wie aus einer anderen Zeit. Und für mich – aus Westdeutschland kommend – war es ein wunderschönes, seltenes Fotomotiv. Und nun wollte ich sehen, was aus diesem »reizvollen Motiv«

geworden ist. Es war ganz anders als damals; der Sonntag kalt, es regnete und das Kirchlein stand weithin sichtbar auf einer Lichtung. Harmonisch fügt es sich in das Waldbild ein mit den Lehmwänden, dem Fachwerk und dem Reetdach, das sich schon etwas grün färbte. Ein lustiger I-Punkt: das blaue Türmchen.

Ich stand eine ganze Weile und ging dann langsam herum, die alten Standpunkte suchend. Und ich spürte, dass dieser Ort, trotz Rodung und Instandsetzung, seinen Reiz behalten hatte. Waren es die großen Äste der



*Fotografien von
Marie-Luise Preiss,
1991 und 2001*



alten Bäume, die das Kirchlein einrahmten, waren es die vielfältigen, zarten Vogelstimmen, war es die Abgeschiedenheit? Es war wohl alles zusammen.

Mehr aus Neugier drückte ich die Klinke an dem Anbau an der Südseite und sie gab nach. Die Kirche war offen!

In dem kleinen Vorraum lagen auf einem Brett Postkarten zum Verkauf, Broschüren sowie eine kleine metallene

Geldkassette. Dieses ungewohnt Vertrauensvolle irritierte fast. Dann ging ich in den eigentlichen Kirchenraum. Er war schlicht, Lehmwände und sichtbares Fachwerk, es war etwas geheizt und in dem Leuchter auf dem einfachen Altar brannte eine Kerze. So, als sei der Pfarrer oder Küster kurz weggegangen. Ich setzte mich und ließ den Raum mit seiner Atmosphäre auf mich einwirken. Später fotografierte ich den

Raum und war doch verwundert, dass in der eigentlich kurzen Zeit, die ich hier war, etliche andere Besucher an diesem trüben winterlichen Vormittag zu der kleinen Kirche im Wald kamen. Und auf eine einfache Art kam man dabei ins Gespräch.

Das »Kirchlein im Grünen« blieb mir auf der Weiterfahrt im Sinn. Ich wünsche ihm viele fröhliche Besucher und viele fröhliche Feste.

Die Cöthener Kirche muss dringend saniert werden – bitte helfen Sie!



Im Januar dieses Jahres traf sich der Förderverein Cöthener Kirche mit vielen interessierten Ortsbewohnern; ein Architekt stellte die Ergebnisse seiner Untersuchungen an dem Bauwerk vor: der Schwammbefall ist stärker als bisher angenommen und schreitet ungehindert voran. Wenn die Kirche noch eine Chance haben soll, dann nur, wenn sehr bald mit der Sanierung begonnen wird.

Die Kirche von Cöthen (bei Falkenberg) wurde 1830 in der Form einer so genannten Schinkelschen Landkirche erbaut. Sie ist ein einfacher rechteckiger Saalbau mit hohen Fenstern, einer Empore im Westen und einem Kanzelaltar. Außen ist der Kirchsaal in klassizistischer Manier verputzt, sehr klassizistisch wirkt auch der Turm. Nach einzelnen Typenentwürfen des Architekten Karl Friedrich Schinkel wurden in jenen Jahren viele Kirchen erbaut: ähnlich, aber nie identisch.

Die Geschichte des Verfalls der Cöthener Kirche gleicht der in anderen Orten: Nach dem Krieg konnten Schäden nur unzureichend behoben werden. Das ehemalige Gutsdorf Cöthen zählt weniger als 150 Einwohner. Kommunal und kirchlich gehört es zu Falkenberg. Um

1960 hörten die Gottesdienste in der Kirche auf, die kleine Gemeinde zog sich in den Saal des ehemaligen Pfarrhauses zurück. Die Kirche wurde als Lager für Baumaterialien und als Depot für Gestühl genutzt. Diese Nutzung endete nach 1990. Langsam entwickelte sich wieder das Interesse der Cöthener. Seit Mitte der Neunzigerjahre gab es Konzerte und Gottesdienste in der Kirche. Mit einfachen Mitteln war der Raum nutzbar gemacht worden. Auch Feste wurden in dem alten Gotteshaus gefeiert. 1998 wurde ein Förderverein Cöthener Kirche gegründet. Man hoffte, langsam, Stück für Stück, die Instandsetzung voranzubringen. Am Ende jenes Jahres wurde aber auch festgestellt, dass die Decke des Kirchenraumes einsturzgefährdet sei. Eine Nutzung war nicht mehr möglich. Die fünfzehntausend Mark, die der Förderverein gesammelt hatte, mussten für die Absteifung der Dachkonstruktion ausgegeben werden.

Damit ist erst einmal der Bestand gesichert und der Innenraum wieder begehbar und für Veranstaltungen nutzbar. Nach der Christvesper 2000 wird es in diesem Jahr eine Reihe weiterer kirchlicher und kultureller Veranstaltungen geben. Damit wird in der Baustelle schon vorweggenommen, was Bestimmung der sanierten Kirche sein soll: ihre kirchliche, kulturelle und kommunale Nutzung.

Aber bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Die Kirchengemeinde kann die Sanierung nicht tragen. Nun soll unter der Führung des Fördervereins eine große Kraftanstrengung unternommen werden. Was man selbst tun kann, wird in Eigenleistung geschehen. Die dringendste Baumaßnahme wird die Sanierung des Kirchendaches sein. Dabei muss die schwammverseuchte Mauerkrone erneuert werden. Für diesen ersten Bauabschnitt erhofft der Verein Fördermittel, muss dazu aber siebzigtausend Mark als Eigenmittel aufbringen. Zwanzigtausend Mark kann die Kirche beisteuern, zehntausend hat der Förderkreis Alte Kirchen zugesagt – es fehlen also über dreißigtausend Mark allein in diesem Jahr.



Sie sind herzlich eingeladen und gebeten, sich die Cöthener Kirche anzuschauen und sich natürlich auch an der Rettung dieses wertvollen Bauwerks zu beteiligen.

Informationen erhalten Sie bei:

Fam. Eisenschmidt, Dorfstr. 27,
Tel. (03 34 58) 3 02 37
Fr. Höde, Dorfstr. 23, Tel. 3 02 38
Fam. Schulz, Dorfstr. 18,
Tel. 3 02 51
Fam. Sydow, Dorfstr. 15,
Tel. 3 02 50
Fam. Schwesig, Dorfstr. 9,
Tel. 3 02 30

Website des Fördervereins Cöthener Kirche: www.coethen.de

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg
Kto.-Nr. 5 199 767 005
BLZ 100 900 00 bei der Berliner Volksbank
Kennwort: Cöthen
Für Spendenbescheinigungen bitte Name und Anschrift angeben.

Hilf, daß ich rede stets / womit ich
kann bestehen / Laß kein unnützlich
wort / aus meinem Munde gehen,
und wenn in mei / nem Amt
ich reden soll / und muß so gieb
dem / Worte Krafft und nach /
druck ohn verdruß.

*Die Autorin ist Kunsthistorikerin und hat ihre
Magisterarbeit über den Selbelanger Altar geschrieben*

Der Vers findet sich bei den Inschriften am Kanzelaltar der Kirche in Selbelang (Westhavelland), er verdeutlicht die besondere Bedeutung der Predigt im protestantischen Gottesdienst. Zum Ausdruck kommt diese schon in der Gestaltung »Kanzelaltar« selbst, wird in ihr doch der »Tisch des Herrn« mit dem Ort der Wortverkündigung untrennbar verbunden. Kanzelaltäre sind eine Eigenheit des lutherischen Kirchenbaus, in dem sie für etwa 150 Jahre die bevorzugte Form für die beiden wichtigsten liturgischen Ausstattungsstücke darstellten. So kommt ihnen durchaus eine Schlüsselrolle beim Verständnis des Kirchenbaus nach der Reformation zu. Im 19. Jahrhundert dann wurden viele Kanzelaltäre beseitigt und es setzte sich eine Raumkonzeption durch, die mit ihrer etwas kargen Einfachheit bis heute zum Inbegriff einer protestantischen Kirche geworden ist. Die lutherischen Kirchen des 16. bis 18. Jahrhunderts waren jedoch voller Bildwerke. Erhalten hat sich dies am ehesten in den Dorfkirchen.

Der Begriff »Kanzelaltar« wurde erst in der Zeit um 1890 infolge der beginnenden wissenschaftlichen Be-

schäftigung mit dem evangelischen Kirchenbau geprägt. Er bezeichnet die architektonische Verbindung des Altars mit der Kanzel, wobei diese hinter und über der feststehenden Mensa liegt. Die Form selbst trat bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg auf. Beschädigtes oder verloren gegangenes Inventar wurde ersetzt. Bereits ein Jahr nach Kriegsende erschien die erste architekturtheoretische Schrift, die Altar, Kanzel und Orgel in einer Saalkirche axial anordnete. Mag diese Lösung zunächst aus der Not des Krieges geboren sein, so wurde sie mehr und mehr zur theologisch bevorzugten Form, allerdings nur in den lutherischen Kirchen.

Nach dem Tode Luthers 1546 kam es zu tief greifenden inneren Gegensätzen in der Entwicklung des deutschen Protestantismus, die schließlich zur Teilung in die reformierte und die lutherische Kirche führten. Beide Kirchen hatten ein unterschiedliches Verständnis von Gottesdienst und Abendmahl. Das zog unterschiedliche liturgische Bedürfnisse nach sich, die in ihrer künstlerischen Ausprägung am ehesten in der Gestaltung des Altars zum Ausdruck kamen: Die reformierte Kirche betonte mehr noch als die lutherische das Evangelium, also die Kanzel; die bisherigen Altäre wurden durch einen einfachen Holztisch ersetzt. In den lutherischen Kirchen behielt man den Altar und den mit Bildern geschmückten Altaraufsatz bei und entwickelte mit dem Kanzelaltar einen eigenständigen, neuen Altartypus.

Dass es dazu kam, kann einmal aus einer relativen Raumnot begründet werden: Der Gemeindegottesdienst mit regelmäßiger Predigt erforderte ein festes Gestühl und, da dieses oft nicht genügte, den Einbau von Emporen. Damit war zwar das Problem der Kapazität gelöst, doch zu Ungunsten der Über-



Emporenkanzelaltar in Kotzen

sichtlichkeit. Die Gemeinde sollte möglichst von jedem Platz aus einen ungehinderten Ausblick auf Altar und Kanzel haben. Beide besaßen im lutherischen Verständnis eine gleiche Wertigkeit, beide sollten, soweit möglich, im Zentrum des Gottesdienstes stehen, so erscheint es als durchaus folgerichtiger Schritt, beide zu verbinden. Damit war ein Mittelpunkt geschaffen, um den herum sich die Gemeinde versammeln konnte.

Dass dies nicht nur aus Raumnot geschah, sondern als durchaus vorteilhaft angesehen wurde, beweisen die



*Selbelang, Lutherdarstellung
am Schalldeckel*



Kanzelaltar in Selbelang

nach 1700 neu errichteten Kirchen, welche oft von Anfang an einen Kanzelaltar erhielten. Im 19. Jahrhundert wuchs zunehmend der Widerstand gegen den Kanzelaltar und häufig wurden Kanzel und Altar wieder getrennt. In sehr drastischer Form äußert sich der sächsische Pfarrer Moritz Meurer 1862 über den Kanzelaltar: »Dass man die Kanzel mit dem Altar zusammengebaut und dieselbe hinter und über den Altar erbaut hat, dergestalt, dass die Sakramentsfeier zu den Füßen des Geistlichen erfolgt, ist ein Missbrauch, dessen sich unsere protestantische Kirche schuldig gemacht, ... und ich wiederhole, ..., dass ich, wenn es überhaupt recht wäre, mit der Axt in der Kirche zu reformieren, die Axt mit ebenso gutem Gewissen gegen die über die Altäre gestellten Kanzeln, wie gegen die Nebenaltdäre in Anwendung bringen würde. Es ist eine Monstrosität, durch welche der

Kanzel eben so wohl wie dem Altar der rechte Platz verkümmert, ja der ganze kirchliche Organismus zerstört wird.« Das theologische Argument lautete, mit dem Kanzelaltar würde das Wort über das Sakrament und damit das Menschenwort über das Gotteswort gestellt. In einer für die Entwicklung des Kanzelaltars folgenreichen Kabinettsorder von 1822 forderte Friedrich Wilhelm III. die seitliche Kanzelstellung. So konnte der Prediger idealerweise auf das mit dem Altar versinnbildlichte Opfer Christi verweisen. Dem 17. und 18. Jahrhundert jedoch war diese Kritik fremd. Man maß entsprechenden Überlegungen, so es sie überhaupt gegeben hat, wenig Bedeutung bei.

An der zentralen Stellung des Kanzelaltars orientierten sich die anderen Ausstattungsstücke. Die Taufe stand häufig in einer Achse mit dem Altar oder dicht davor. Eine andere Lösung

wurde in den Taufengeln gefunden. Die Orgel wurde zunächst aus raumgestalterischen Aspekten auf die dem Kanzelaltar gegenüberliegende Empore gebracht. Diese Anordnung demonstrierte die unmittelbare Zusammengehörigkeit von Lob Gottes und Lehre. Optisch bildete die Orgel einen Gegenpol zu dem bestimmenden Kanzelaltar. Wenn es die räumlichen Gegebenheiten erforderten, wurde die Orgel oftmals auch über dem Kanzelaltar aufgestellt.

Der Kanzelaltar ist also eine rein lutherische Erscheinung und entsprechend nur in lutherischen Gebieten verbreitet. Das Ursprungs- und Hauptverbreitungsgebiet des Kanzelaltars sind die hessischen und nassauischen Territorien. In dieser Region erfuhr der Kanzelaltar seine reichste Entfaltung und hier finden sich die ältesten bekannten Beispiele.

Für die Entwicklung des Kanzelaltars ähnlich bedeutsam sind Thüringen, Sachsen und Anhalt. In Thüringen setzte nach Ende des Dreißigjährigen Krieges ein Aufschwung im Kirchenbau ein, der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts anhielt. Häufig wurden die Kirchen völlig umgestaltet und neu eingerichtet. Hier bildete sich die Sonderform des Pyramidenkanzeltars heraus, wie er erstmals in der Schlosskapelle zu Weimar nachzuweisen ist. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts finden sich Kanzeltäre nicht mehr vornehmlich in den Schlosskapellen, wo sie ihren Ursprung haben, sondern zunehmend in den Stadt- und Dorfkirchen. Um 1700 wird der Kanzelaltar zu einem allgemeinen Ideal im lutherischen Kirchenraum und tritt in den verschiedensten Raumtypen – wie Saalkirche, Kreuzkirche und Zentralbau – auf.

Brandenburg nimmt in der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus eine bedeutende Rolle ein. Das liegt einmal am Aufstieg Brandenburg-Preußens selbst, zum anderen daran, dass durch das reformierte Herrscherhaus calvinistische Einflüsse die Entwicklung belebten. In Berlin beginnt die evangelische Kirchenbautätigkeit 1678 mit dem Bau der Dorotheenstädtischen Kirche; von da an herrschte bei Kirchenneubauten die zentrale Kanzelstellung. Unter Friedrich Wilhelm I. wurden Berlin und Potsdam zum Mittelpunkt des kirchenbaulichen Schaffens.

Kanzeltäre hielten in Brandenburg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Einzug. Besonders in der Zeit ab 1700 wurden sie in viele mittelalterliche Landkirchen eingebaut. Zumeist handelte es sich dabei um reich polychromierte Portikusaltäre, bei denen

zwei oder mehrere Säulen bzw. Pilaster ein Gebälk mit abschließender Bekrönung tragen. Zwischen den Stützen befindet sich der Kanzelkorb. In ihrer Grundform gehen die Portikusaltäre auf die ebenfalls architektonisch gegliederten lutherischen Altarretabel zurück. Der Kanzelkorb tritt dabei an die Stelle eines zentralen Altarbildes.

Die kleinen Dorfkirchen der Mark Brandenburg beherbergen viele sehenswerte Kanzelaltäre. Ein Kleinod ist zweifellos der Selbelanger Altar im Westhavelland.

Wie viele der mittelalterlichen Kirchen in Brandenburg erhielt auch die kleine, einschiffige Backsteinkirche von Selbelang im 18. Jahrhundert einen neuen Altar, einen Kanzelaltar. Den Auftrag zum Bau erteilte das Brandenburger Domkapitel (als Patronats-herr) im Lutherjahr 1717. Ein Jahr später, 1718, wurde der Altar fertig gestellt.

Der Selbelanger Altar ist ein einachsiger *Portikusaltar*. Er ist kompakt, reich verziert und beherrscht mit seinen seitlichen Akanthuswangen den Chorraum der kleinen Dorfkirche. Zwischen zwei korinthischen Säulen ist der sechseckige Kanzelkorb an der Altarwand befestigt. Seinen besonderen Reiz erhält der Altar durch die vierzehn hölzernen Schnitzfiguren, die, mit Ausnahme der Mittelfigur auf dem Schalldeckel, alle dem mittelalterlichen Vorgängeraltar der Kirche entstammen. Dort standen sie ursprünglich im Zusammenhang mit einer heute verlorenen Marienfigur und zwei weiteren Heiligenfiguren (verschollen). Bei dem Altarneubau 1717/18 wurden die Schnitzfiguren in den Altar integriert und zum Teil umgedeutet: Vier der Skulpturen kamen als die vier Evangelisten an den Kanzelkorb, und eine weitere wurde im Mittelfeld des Korbes durch Hinzufügung der Weltkugel zur Christusfigur. Sechs weitere mittelalterliche Schnitzfiguren sind jeweils paarweise am Altar angeordnet, z.T. sind sie durch ihre Attribute identifiziert. Aus der Entstehungszeit des Kanzelaltars stammt die mittlere Figur auf dem Schalldeckel: Zwischen zwei knieenden Engeln, die ebenfalls vom Vorgängeraltar stammen, steht die Figur Martin Luthers. Es ist eines der wenigen erhaltenen plastischen Beispiele in der Mark Brandenburg.

Der Reformator wurde nicht zu allen Zeiten gleich häufig dargestellt. Doch besonders die Jahre um ein Lutherjubiläum (wie das Jahr 1717, in dem der Altar in Auftrag gegeben wurde) brachten verstärkt Lutherbildnisse

hervor. Aus Überlieferungen von Luthers Zeitgenossen entwickelte sich eine Art Bildformel für das, was ein Lutherbildnis ausmachte. Dabei kam es nicht in erster Linie darauf an, Luther porträtähnlich darzustellen.

Im Zuge der Umgestaltung der Selbelanger Kirche 1862 wurde der Kanzelaltar in Weiß und Gold gefasst. 1995 wurde er im Auftrag der Kirchengemeinde durch das Zentrum für Restaurierung und Gestaltung in Sundern-Hövel restauriert. Die Restauratoren nahmen die jüngste Fassungsschicht des Altars ab, wobei die Originalfassung in Grau, Schwarz und Gold zum Vorschein kam. Farbige Kontraste boten die reich gestalteten Fruchtgehänge, Akanthusranken und der Skulpturenschmuck. Außerdem wurden die bis dato nicht sichtbaren Inschriften am Altar freigelegt: zwei neutestamentliche Verse an der Kanzelbrüstung (Luk 10,16; 2. Kor 5,20) und eine Liedstrophe aus dem Lied »O Gott, du frommer Gott« von Johann Heermann aus dem Jahre 1630, die sich in goldenen Lettern auf schwarzem Grund an der Kanzeltür befindet.

Mit dem Selbelanger Altar liegt eines der wenigen Beispiele aus der protestantischen Mark Brandenburg vor, das bei der Errichtung eines Kanzelaltars auf das spätgotische Skulpturengut zurückgreift.

Während der Typus des Portikusaltars, wie er in Selbelang vertreten ist, die für Brandenburg typischste Form des Kanzelaltars ist, liegt mit dem Altar im wenige Kilometer entfernten Kotzen ein Beispiel eines *Emporenkanzelaltars* vor. Hier ist der Altar in die dahinter liegende Empore eingebaut. Nach dem Eintrag im Kirchenbuch entstand der Kotzener Altar 1712 und damit ein Jahr nach dem Umbau des spätmittelalterlichen Feldsteinbaus.

Das breit gelagerte Hauptgeschoss des Altars wird von vier korinthischen Säulen gerahmt, davon sind zwei gedreht und mit Weinlaub umwunden. Vor den filigranen Akanthuswangen des Hauptgeschosses steht zur Rechten die Figur des gehörnten Mose, der die Gesetzestafeln hält und den Stab mit der Eherne Schlange (4. Mose 21,9) trägt. Auf der linken Seite eine Figur (Paulus?) mit den Attributen Schwert und Buch sowie einer charakteristischen Stirnlocke.

In den Bogenfeldern des sechseckigen Kanzelkorbes stehen die vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas, Johannes und der Apostelfürst Petrus. Den oberen Abschluss bildet der sechseckige, kronenförmige Schalldeckel mit



Petrus vom Pessiner Altar

der Weltkugel und dem lateinischen Kreuz, wie er häufig an brandenburgischen Kanzelaltären zu finden ist.

Zwischen den beiden Formen Emporenkanzelaltar und freistehender Portikusaltar waren verschiedene Mischformen möglich, die sich jeweils in Anpassung an die räumlichen Bedingungen entwickelten. In Pessin wurde bei der Erweiterung des Kirchenraumes in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der vorhandene Portikusaltar in die neue Emporenanlage einbezogen. Der auf das Jahr 1700 datierte Altar ist laut Inschrift von Tischler Witte aus Brandenburg gefertigt worden. Das Hauptgeschoss des Altars wird von kräftigen Akanthuswangen umrahmt, unter denen die Schnitzfiguren der Apostelfürsten Petrus und Paulus stehen. Zwischen den beiden gedrehten und mit Weinlaub umwundenen korinthischen Säulen ist der dreiseitige Kanzelkorb eingelassen. In den Muschelnischen der Kanzelkorbfelder stehen die Skulpturen von Johannes, Moses und Matthäus; sie deuten auf die heilsgeschichtliche Zusammengehörigkeit von Altem und Neuem Testament, von Gesetz und Evangelium. Den bekrönenden Abschluss des Altars bildet der auf den zusammenlaufenden Volutenstreben des Schalldeckels stehende wiederkehrende Christus.

Veränderungen, wie in Pessin geschehen, bringen zum Ausdruck, welche Bedeutung und Lebendigkeit die Form des Kanzelaltars im 18. Jahrhundert besaß. Brachte sie doch auf höchst anschauliche Art und Weise das lutherische Verständnis von Wortverkündigung und Sakrament zum Ausdruck.

Wer das im vergangenen Jahr erschienene erste Heft des Förderkreises Alte Kirchen in den Händen hatte, erinnert sich vielleicht an die Abbildungen der beiden Taufengel aus den Kirchen Altwustrow und Gottberg. Wie dort geschildert, ist die Erinnerung an einen Taufengel oftmals der Grund für den Wunsch, nach vielen Jahren einmal wieder in die Kirche zu schauen – und sei es nur, um sich zu vergewissern, ob er dort noch an seinem alten Platz hängt. Auch wenn er inzwischen schon lange verschwunden ist, in ein Museum wanderte oder seit Jahren auf einem

Dachboden seinem tristen Verfall entgegendämmert – im Bewusstsein der Einheimischen ist der Taufengel ihrer Dorfkirche lebendig.

Dieses neu erwachte Interesse an Taufengeln soll Anlass sein, um sich an dieser Stelle einmal intensiver diesem wichtigen Element barocker Kirchenausstattungen zuzuwenden.

Neben Altar und Kanzel gehört die Taufe zur liturgischen Grundausstattung protestantischer Kirchen. In vielen Dorfkirchen der Mark Brandenburg entstammt diese der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, in dem mit den

Kirchen ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht wurden. Der nach diesen Verheerungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter dem Großen Kurfürsten begonnene Wiederaufbau des Landes konzentrierte sich auf die Konsolidierung der Verhältnisse, was sowohl die Stärkung des Territorialadels als auch die Ansiedlung von Kolonisten mit einschloss. Im ausgehenden 17. Jahrhundert waren die Dorfgemeinden, die sich inzwischen neu gebildet hatten, und ihre adligen Patrone zunehmend in der Lage, ihre zerstörten Kirchen wieder aufzubauen. Die Innenausstattung wurde zumeist von den Patronen gestiftet und folglich ihren Ansprüchen gemäß gestaltet. Das bedeutete, dass man nun neben dem Altar eine prachtvolle Fürstenloge errichtete, auf der gegenüberliegenden Seite ein zumindest respektables Gestühl für die Kirchenältesten aufstellte und den Platz vor dem Altar als Grabstelle adliger Familien freihalten musste. Hinzu kam, dass im Gottesdienst die Predigt an Bedeutung gewann, was von der Gemeinde ein aufmerksames Zuhören sowie einen längeren Aufenthalt in der Kirche forderte. Sitzplätze waren daher vonnöten. Mit der Vermietung bevorzugter Plätze in der Kirche jedoch wuchs angesichts zunehmender Gemeindestärken die Raumnot in den protestantischen Kirchen. In dieser Situation boten zwei Erfindungen einen Ausweg, die geradezu idealtypisch waren für das transitorische Raumempfinden der Barockzeit:

1. Die Kanzel wurde über dem Altar angeordnet, wodurch der Kanzelaltar entstand.

2. Die Funktion des früheren Taufsteins übernahm ein schwebender Taufengel, der durch eine Wippe auf dem Kirchenboden gesichert war und je nach Bedarf von der Decke heruntergelassen werden konnte.

Neben dieser funktionalen Zweckmäßigkeit werden in der neueren Forschung die theologischen Voraussetzungen diskutiert, welche die Taufengel möglich machten und zu erklären vermögen. Helga de Cuveland,

| Kopf des Schwaneberger Taufengels



die sich bisher am intensivsten mit Taufengeln befasst hat, sieht diese in der Engellehre Martin Luthers, der den Engel »als eine von Gott dem Menschen zum außerordentlichen Dienst verordnete außergewöhnliche Kraft« verstand, »die sich in der Abwehr von Teufeln, Unglauben und Sünde entfaltet«. Dieser Dienst begann jeweils mit der Taufe eines Menschen und dauerte »über den Tod hinaus bis zum Empfang der Seele im Himmel«. Das Vertrauen darauf, von Engeln bewahrt zu werden, ist in Kirchenliedern, Predigttexten, Agenden, Andachten und in der christlichen Erbauungsliteratur bis ins 18. Jahrhundert hinein lebendig.

Hinzu kommt die Bedeutung, die in der Barockzeit der festlichen Inszenierung weltlicher sowie geistlicher Ereignisse beigemessen wurde und den Künsten einen gewaltigen Auftrieb ermöglichte. Mit der Gründung des Königreichs Preußen unter Friedrich I., deren dreihundertjähriges Jubiläum in diesem Jahr gefeiert wird, entwickelten sich die fürstlichen Residenzen in der Mark Brandenburg zu höchst lebendigen kulturellen Zentren. Ihr Glanz strahlte aus auf die Höfe der Territorialfürsten und ländlichen Gutsherren. Im Streben um fürstliche Selbstdarstellung bemühten sich die Adelsfamilien aus der Uckermark besonders um Künstler aus der Berliner Residenz, während das Oderbruch vorwiegend durch die Markgrafschaft Schwedt künstlerisch geprägt wurde. Diese Einflüsse bestimmten schließlich auch das künstlerische Niveau der durch adlige Patrone finanzierten Kirchausstattungen.

In der Mark Brandenburg sind derzeit insgesamt 108 Taufengel nachweisbar, knapp ein Viertel davon, mehr als in jeder anderen Region, befindet sich in der Uckermark. Nur wenige Taufengel sind jedoch noch im Gebrauch oder hängen zumindest noch an ihrem alten Platz. Bereits zum Ende des 18. Jahrhunderts konnte man dem sinnbildlichen Reichtum dieser Kirchenkunst kaum noch etwas abgewinnen. Dem klassizistischen Stilempfinden gemäß ging man zu dieser Zeit allmählich zu stehenden Taufengeln über, während ihre barocken Vorgänger auf den Kirchenboden wanderten oder in Nebenräumen abgestellt wurden.

Um 1900 wurden im Zuge der Wiederherstellung bzw. Neuausstat-

tung mancher Dorfkirchen auch die Taufengel restauriert und dabei oft mit einer neuen Farbfassung versehen. Ein Beispiel dafür ist der Taufengel in der Dorfkirche von *Schwaneberg*. Seine Farbigkeit entstand vermutlich im Zusammenhang mit dem 1900 neu eingesetzten Altargemälde. Ursprünglich geschaffen wurde er etwa gleichzeitig mit dem Altar und der Kanzel zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als die Familie von Arnim das Patronat über die Kirche innehatte. Der Taufengel ist eine Arbeit von hoher künstlerischer Qualität und hängt derzeit im Chor der Kirche. Die steil abwärts führende Streckung seiner Körperlinie, die als Raumdiagonale bis zu der nach unten gereichten Taufschüssel führt, suggeriert ein gewaltiges Abwärtsrauschen, dessen Wucht durch die ausgebreiteten Flügel gebremst zu werden scheint. Im Gegensatz zu der Dramatik dieser hochbarocken Bewegungsführung stehen die zurückhaltende Körper- und Gewandmodellierung sowie der eher lyrische Gesichtsausdruck des Engels. Stilistische Parallelen mit den Engelsfiguren am Altar geben Anlass zu der Annahme, dass der Taufengel in derselben Bildhauerwerkstatt entstand, die uns jedoch noch unbekannt ist.

Manche Taufengel wurden nach jahrzehntelanger Abwesenheit erst in



Taufengel aus Dobberzin |

den letzten Jahren wieder in Kirchen aufgehängt. Dazu gehört der Taufengel in der Kirche *Dobberzin*. 1934 war er in das Heimatmuseum von Angermünde gelangt, wo er – zumindest in den letzten Jahrzehnten – in einer Abstellkammer ein trostloses Dasein fristete. Aus völliger Unkenntnis und aus einem zweifelhaften Impuls heraus wurde er während dieser Zeit Schülern zum Bemalen überlassen, wobei der derzeitige grob verfälschende Anstrich entstand. Diese Verschandelung ist unbegreiflich, wenn man sich die künstlerischen Qualitäten der Figur vergegenwärtigt. Allein die kompositorische Balance, die durch die Form der Flügel zwischen der annähernd waagerechten Flugbewegung und der aufrechten Körperhaltung der Engels hergestellt wird, lässt auf einen versierten Bildhauer schließen. Hinzu kommt, dass das Gewand der Haltung und Bewegung des Körpers entsprechend modelliert wurde. Sein männlicher Gesichtstypus findet sich wieder bei den Engelsköpfen an den Altären der Dorfkirchen in Mürow und



| Taufengel in der Dorfkirche Sternhagen

Dobberzin. Noch deutlichere Parallelen lassen sich zu Taufengeln des Bildhauers Heinrich Bernhard Hattenkerel in der der Uckermark östlich benachbarten ehemaligen Neumark herstellen. Auch der Dobberziner Altar ist von diesem aus Morin stammenden Künstler, der als Hofbildhauer auch am Schloss Schwedt mitwirkte, geschaffen worden. Auf Grund dieser Beobachtungen lässt sich schließen, dass der Dobberzin Taufengel von Heinrich Bernhard Hattenkerel zwischen 1710 und 1730 geschaffen wurde. Eine sachgemäße Restaurierung, die keinesfalls durch einen noch so wohlmeinenden örtlichen Tischlermeister bewerkstelligt werden kann, wäre diesem Taufengel sehr zu wünschen.

Eine Orientierung könnte dafür vielleicht der Taufengel der Dorfkirche von *Sternhagen* bieten. Er wurde im Winter 1997/98 restauriert, wobei mit Rücksicht auf die noch ausstehende Restaurierung der Innenausstattung – zu der ein farbig gefasster Kanzelaltar von 1729, eine große Patronatsloge mit Fenstern und die 1736 erbaute Wagner-Orgel gehören – die späteren

Übermalungen noch nicht abgenommen wurden. Seitdem hängt der Taufengel nicht nur an seiner alten Zugvorrichtung im Schiff der Sternhagener Kirche, sondern ist auch wieder in Gebrauch. Wie quellenkundlich dokumentiert, entstand er 1714/15 im Zuge der Wiederherstellung und Neuausstattung der im 13. Jahrhundert errichteten Kirche.

Die grazil gebildete Engelsfigur schwebt in waagerechter Haltung heran und richtet sich mit dem Oberkörper in leichter Drehung nach links zum Täufling auf, dem er die muschelförmige Taufschale reicht. Die erhobene Rechte hielt ursprünglich vermutlich ein Spruchband oder einen Palmenzweig. Die Flügel bilden einen flächigen Hintergrund zu den Armbewegungen und binden diese kompositorisch in den Bewegungszug des Körpers ein. Die schwebend-gleitende Bewegung des Engels wird besonders anschaulich durch die Bildung seines Gewandes. Eng anliegende und frei abflatternde Gewandpartien formen die Luftbewegung, die dem herannahenden Engel entgegenweht. Daneben wird durch die

Art, wie sich die Gewänder an den Körper schmiegen, ihre Stofflichkeit fühlbar. So deuten die scharfkantigen Faltenstege des Obergewandes auf einen derben Stoff, während sich das Unter-



Detail des Dobberziner Taufengels

gewand wie feinste Seide um Knie und Schienbeine des Engels legt. Seine derzeitige Fassung zeigt ein helles, ockerfarbenes Untergewand und ein Obergewand in Preußischblau, das stellenweise eine rote Untermalung erkennen lässt. Der Saum des Obergewandes, das Brusttuch und das um die Hüfte geschlungene Tuch sowie die Flügel sind ockerfarbig und waren ursprünglich mit Schlagmetall vergoldet. Möglicherweise war auch die Taufschale ursprünglich vergoldet. Das helle Inkarnat des Taufengels erscheint durch die Art seines Farbauftrags als glatt polierte Oberfläche, die einer Porzellanfassung nahe kommt. Die Haare waren ursprünglich auf hellem Ockergrund vergoldet. Ihre jetzige schwarz-braune Farbigekeit geht auf eine spätere Fassung zurück. Sehr fein modelliert sind die jugendlichen Gesichtszüge des Engels. Der durch die hohen Augenbrauen akzentuierte Blick und der leicht geöffnete Mund suggerieren – bezogen auf den Täufling – eine intensive seelische Zuwendung.

Der Sternhagener Taufengel ist ein Werk von hoher bildhauerischer Qualität, die durch ein lyrisch-beruhigtes barockes Formenvokabular gekennzeichnet ist. Die Zurücknahme der Dramatik in der plastischen Gestaltung sowie die Modellierung einzelner Partien weisen enge stilistische Bezüge zum Altar und zum Taufengel in der Kirche von Bandelow sowie zu dem derzeit in der Stadtkirche von Gerswalde befindlichen Taufengel auf. Sie geben Anlass zu der Vermutung, dass der Sternhagener Taufengel in der Werkstatt von Johann Christian Beuteler, dem Meister von Altar und Kanzel in Bandelow, geschaffen wurde.

Dank der behutsamen Restaurierung des Taufengels hat die Dorfkirche von Sternhagen wieder ein kostbares Stück sinnbildhafter Kirchenkunst zurückgewonnen. Die Kirche selbst befindet sich jedoch baulich in einem äußerst gefährdeten Zustand. Der Portalbogen der Westseite ist einsturzgefährdet, das hölzerne Tragwerk des Turms weist gravierende Schäden auf und das Dach schützt das Gebäude nur noch ungenügend gegen Wind und Wetter. Aber es gibt Hoffnung. Nachdem sich der Pfarrer der Kirche mit großem Nachdruck für die bauliche Wiederherstellung der Kirche eingesetzt hat, wurden vor wenigen Wochen die ersten Gelder in Aussicht gestellt, mit denen das längst dafür vorliegende Konzept umgesetzt werden kann. Darüber hinaus jedoch bedarf es der Aufmerksamkeit und des Engagements der



Wagner-Orgel in Sternhagen

interessierten Öffentlichkeit, um die Kirche als wertvolles Zeugnis der Geschichte der Region mitsamt ihrer kostbaren Innenausstattung für künftige Generationen zu retten. Sehr zu wün-

schen wäre es, wenn in diesem Zusammenhang auch der barocke Kanzelaltar, die Patronatslogen und nicht zuletzt die Wagner-Orgel restauriert werden könnten.

Privat- und Geschäftskonten

Ihr Partner in allen Geldfragen

An mehr als 100 Standorten
in Berlin und Brandenburg beraten wir Sie
kompetent in Fragen der Finanzierung,
Anlage und Versicherung.

www.berliner-volksbank.de

 Berliner Volksbank

Bernd Janowski

Desertus est

Wüste Kirchen in der Uckermark

Was dieser heute baut, reißt morgen jener ein,
wo jetztund Städte stehn, wird eine Wüste sein.

Andreas Gryphius



Ostgiebel der wüsten Kirche
von Retzow

Bei Streifzügen durch die landschaftlich reizvolle Uckermark stößt der Wanderer mitunter auf mitten in einem Feld gelegene oder unter Sträuchern im Wald versteckte Überreste von Feldsteinmauerwerk. Manchmal finden sich zwischen den Bäumen die nahezu völlig erhaltenen Giebelwände und säuberlich aus Granitquadern geschichteten Grundmauern mittelalterlicher Bauwerke. Es sind »wüste Kirchen«, also die Überreste von Kirchenbauten, deren zugehörige Dörfer bereits seit Jahrhunderten nicht mehr existieren. Nirgends in Brandenburg, vielleicht nirgends in Deutschland trifft man derart häufig auf diese rätselhaften stei-

nernen Zeugen der Vergangenheit. Das Wappen des Kreises Templin aus dem Jahre 1935 zeigt neben dem brandenburgischen roten Adler und einem roten Wisentkopf auch »in Rot auf grünem Boden eine silberne zerfallene Kirche ohne Dach«. Was also ist das Geheimnis dieser Ruinen?

»Versunkene Orte« haben schon immer die Fantasie der Menschen beschäftigt. Das spiegelt sich u.a. in den zahlreichen Geschichten wider, die sich mit diesem Thema beschäftigen. In der Sage verschwinden Dörfer oder Städte meist über Nacht. Sie werden von der Erde verschlungen oder versinken im Wasser, als Strafe für die Sünden ihrer Bewohner.

Dies beginnt schon bei den alttestamentarischen Berichten über Sodom und Gomorrha. Nach der sagenhaften Stadt Atlantis, über die Platon vor über 2000 Jahren schrieb, suchen ernsthafte Forscherteams noch heute. Und wer kennt schließlich nicht die Erzählungen vom Untergang Vinetas oder vom Versinken der friesischen Stadt Rungholt in einer gewaltigen Sturmflut. Die Überreste Rungholts sind inzwischen gefunden. Und so ist auch bei vielen anderen Geschichten um versunkene Orte ein realer Kern vorhanden, wenn auch dieses Verschwinden meist ein langer Prozess mit vielfältigen Ursachen war.

Auch in der ansonsten eher prosaischen Mark Brandenburg sind zahlreiche im Mittelalter noch vorhandene Dörfer wieder von der Landkarte verschwunden. Von über 130 Siedlungen, die sich um das Jahr 1300 auf dem Gebiet des späteren Kreises Templin nachweisen lassen, existieren nur 200 Jahre später noch etwa 50, also weniger als 40 Prozent. Bereits im Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375 über das damalige Territorium der Mark Brandenburg findet man bei der Beschreibung von Ortschaften häufig den lateinischen Zusatz »desertus est« (ist wüst). In den folgenden Jahrzehnten setzt sich der hier schon begonnene Prozess der

»Entsiedlung« weiter fort. Was aber sind die Gründe dafür, dass bereits einige Jahrzehnte nach ihrer planmäßigen Besiedlung ganze Dörfer wieder aufgegeben und somit zu Wüstungen werden? Schriftliche Quellen über die damaligen Vorgänge sind so gut wie nie überliefert, man ist also größtenteils auf Vermutungen angewiesen.

Am klarsten liegt der Fall, wenn eine Siedlung infolge einer kriegerischen Auseinandersetzung beziehungsweise einer Fehde zwischen benachbarten Territorialfürsten zerstört und nicht wieder aufgebaut wurde. Das Gebiet der Uckermark war als Grenzland zwischen Brandenburg, Mecklenburg und Pommern über eine lange Zeit umstritten und dadurch Schauplatz ständiger kriegerischer Auseinandersetzungen. In einer zeitgenössischen Chronik, der »Pomerania« des Thomas Kantzow, heißt es zu Ereignissen im Jahre 1469: »Do zog hertzog Wartislaff in die Uckermark, und gewann Brußow und andere Flecke, und plünderte sie und brach die mawren in den grundt, und prante durch den ganzen ort so feintlich, das es das lant bis auf diesen tag nicht verwunnen hat. Deßgleichen fiel auch hertzog Erich in die Newe Marck und verherete und verprante sie nicht weiniger, also wo man der orte noch reiset das man allenthalben schöne wüste kirchen sihet, die sampt dem umblegenen acker gar mit holtze und heide bewachsen seint.«

Das regelmäßige Auftreten der Pest im Mittelalter – allein zwischen 1349 und 1351 dezimierte die schlimmste Epidemie die Bevölkerung in Deutschland mindestens um ein Drittel – trug sicher auch zum Eingehen von Siedlungen bei. Ein weiterer, von vielen Historikern als der wichtigste angesehen Grund für das Entstehen von Wüstungen war die so genannte mittelalterliche Agrarkrise. Nachdem die deutsche Besiedlung ab dem zwölften Jahrhundert viele Menschen in die Gebiete östlich der Elbe gezogen hatte, sanken etwa zweihundert Jahre später die Prei-



Gewölbobogen an der wüsten Kirche Arendsee

se für landwirtschaftliche Erzeugnisse und damit auch der Wert des Bodens und der Anreiz zu dessen Erwerb und Bestellung. Neben dem Rückgang der Bevölkerung hat dieser Prozess seine Ursache unter anderem in der Entstehung größerer Klosterwirtschaften, die den Bauern in den Kolonistendörfern ernsthafte Konkurrenz machten. Hinzu kamen die billigen Getreideimporte aus den fruchtbaren Landschaften Polens und des Ordenslandes Preußen. Jetzt spielte auch die Qualität des Bodens eine immer größere Rolle. Durch die Rodung von Wäldern und den Einsatz des tief gehenden Wendepfluges verwandelten sich die auf glazialen Sandflächen angelegten Äcker innerhalb weniger Generationen in unfruchtbaren Sandboden, der zwischen den Fruchtfolgen acht bis zwölf Jahre brachliegen musste, um sich zu erholen. Auch wenn, wie bereits angeführt, kriegerische Auseinandersetzungen die Ursache der Zerstörung einer Siedlung waren, so gab es in der Regel wirtschaftliche Gründe dafür, sie nicht wieder aufzubauen.

Nach der Auflösung einer Siedlung war die Kirche fast immer das Gebäude, das am längsten erhalten blieb. Dies hat seine Ursache neben ihrer

Bedeutung vor allem in der Bauweise: war doch die Kirche meist das einzige Gebäude des Dorfes, das massiv aus Stein ausgeführt war. Mit der Kirche erhielt sich oft auch der Friedhof, der in einigen Fällen noch jahrhundertlang von benachbarten Orten genutzt wurde.

Nur in seltenen Fällen lässt sich das Schicksal dieser Kirchengebäude nach dem Verschwinden des zugehörigen Ortes anhand von Aufzeichnungen verfolgen. Von einigen ist jedoch bekannt, dass sie weiter in Nutzung waren. In den auf wüsten Feldmarken gelegenen Gotteshäusern fanden – wenn auch eingeschränkt – weiter Gottesdienste statt und interessanterweise wurden einige später sogar zu Wallfahrtsorten. So war in der Uckermark die heute nicht mehr vorhandene wüste Kirche von Zelsow – nördlich von Prenzlau und »nicht weit vom Uckerstrome« – das Ziel einer lokalen Marienwallfahrt. Neben einem heilenden Brunnen soll sich ein großer Stein mit einem Marienbildnis bei der Kirche befunden haben. Zelsow besaß als wüste Feldmark sogar bis ins 18. Jahrhundert »auf freiem Felde« die Marktgerechtigkeit, ein Privileg, um das manche Stadt sich lange vergebens bemühte.

Manche der Wüstungskirchen blieben also noch recht lange in Gebrauch und erst im Laufe der Zeit verfielen sie immer mehr, stürzten schließlich ein. Die ehemaligen Kirchhöfe bedeckten sich mit Bäumen oder wurden als Weideland genutzt. Als dann im 19. Jahrhundert durch die Separationen die Feldmarken aufgeteilt wurden, gingen auch die ehemaligen Kirchhöfe in privates Eigentum über und die neuen Besitzer beseitigten die Reste der Feldsteinmauern, um Kulturland zu gewinnen. In einigen Fällen haben sich jedoch die Kirchenruinen bis auf den heutigen Tag erhalten.

Über die auf dem Friedhof von Arendsee gelegene Kirchenruine schrieb Johann Christoph Bekmann 1751 in seiner »Historischen Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg«: »Der Arendsee in der Schönermarkischen Heide unweit einer wüsten Dorfstelle gleichen Namens, von welcher noch die Gipfel und Seitenmauern einer Kirche, auch ein Stück vom Thurm und Überbleibsel von Gängen zu sehen, welches alles aus einem festen Gemäuer von Feldsteinen bestehet, und mit sehr alten Bäumen bewachsen sein.«



| Kirchenruine des ehemaligen Dorfes Bischofshagen

Arendsee (zwischen Boitzenburg und Fürstenwerder) war einst ein Kirchdorf mit einer auf einer Halbinsel im gleichnamigen See gelegenen Burg. Beide, Dorf und Burg, sind jedoch recht früh, wahrscheinlich kurz nach 1375, wüst gefallen. Über dreihundert Jahre später entstand auf der wüsten Feldmark wieder ein Vorwerk, aus dem sich das heutige Dorf entwickelte.

Die Kirchenruine der mittelalterlichen Siedlung – wohl aus dem 13. Jahrhundert – erinnert noch heute an die Bekmannsche Beschreibung: Erhalten sind Teile des Turmuntergeschosses mit Resten eines Tonnengewölbes, ein kleiner Teil der Längsmauern sowie mehr als die Hälfte des Ostgiebels, an dem sich die Reste einer spitzbogigen Dreifenstergruppe sowie im Giebel ein Rundfenster erkennen lassen.

Bei der in der Nähe des Vorwerks *Berkenlatten* gelegenen Ruine handelt es sich um die Überreste der Kirche des eingegangenen Dorfes Bischofshagen. Der Ort war wahrscheinlich eine Gründung des Bischofs von Kammin und fiel ebenfalls schon kurze Zeit nach der Abfassung des Landbuches Kaiser Karls IV. im Jahre 1375 wüst.

Bei der recht gut erhaltenen Kirchenruine handelt es sich um einen rechteckigen Feldsteinbau des 13. Jahrhunderts ohne Turm. Die Abmessungen des Grundrisses betragen etwa achtzehn mal acht Meter, die Mauerstärke liegt durchschnittlich bei 1,20 Metern. Die beiden Giebelfronten sind

fast vollständig erhalten, die Längsmauern stehen noch in einer Höhe von etwa zwei Metern. In dem romanischen etwa 1,80 Meter breiten Westportal sind noch die Zapflöcher zu sehen, in die zur Verstärkung der Riegel ein Querbalken eingeschoben werden konnte, um den Schutz des Gotteshauses im Falle eines kriegerischen Angriffs zu verstärken.

Die wüste Kirche liegt auf freiem Feld, jedoch inmitten eines Friedhofes, der noch heute von den Nachbargemeinden genutzt wird.

Auch heute gibt es, in der Nähe von Mittenwalde, einen Ort mit dem Namen *Blankensee*. Die alte Siedlung dieses Namens lag jedoch einen Kilometer südwestlich der heutigen. Die ehemalige Lage wird durch die mitten auf dem Feld gelegene Kirchenruine bezeichnet. Als Wüstung wird das »Dorf am Blanken See« erstmals in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bezeichnet. Nur einige Jahrzehnte später war das Ackerland bereits zu »Wald und Wohnung für Eulen« geworden, was in späteren Urkunden entsprechend als »Uhlenhorst« bezeichnet wurde.

Als der damalige Besitzer der wüsten Feldmark, Otto von Arnim, hier ein Vorwerk anlegte, trug er sich auch mit dem Gedanken, die alte Kirchenruine wieder aufzubauen, denn die Bewohner hatten »aus Mangel des Platzes keinen Raum in den benachbarten Kirchen, teils versäumen sie bei schlechtem Weg und Wetter, sonderlich im Herbst und

Winter, wegen Weite des Weges die auswärtigen Gottesdienste und ergeben sich der Ruchlosigkeit«. – Der Plan zum Wiederaufbau der Kirchenruine wurde verworfen und in dem neuen Ort wurde eine schlichte Fachwerkkapelle ohne Turm gebaut. Von dem wüsten Feldsteinbau des 13. Jahrhunderts blieben Mauerreste mit einer Höhe bis zu drei Metern erhalten.

Das Dorf *Krewitz* wird urkundlich erstmals 1271 erwähnt, als die brandenburgischen Markgrafen dem nahe gelegenen Kloster Boitzenburg das Patronat über die dortige Kirche übertrugen. Etwa seit Beginn des 15. Jahrhunderts fiel es wüst und in einer späteren Urkunde heißt es: »Item so liegen bei Boitzenburg zwei wüste Felder, das eine heißt Krewitz ... auf selbigen Feldern haben die Bauern ihre Herenbreyten ... und ist daselbst gut holz mit Honigbeuten« (gemeint ist eine Bienenzucht).

Die wüste Kirche, von der Teile des Ostgiebels und der Unterteil des Turmes erhalten sind, liegt etwa einen Kilometer östlich des heutigen Dorfes Krewitz inmitten eines kleinen Gehölzes. Die Sage erzählt, dass vor langer Zeit in einem nahe der Kirchenruine gelegenen Teich eine Kirchenglocke gefunden und nach Hardenbeck gebracht wurde.

Vom Weg aus ist der eindrucksvolle, fast vollständig erhaltene Ostgiebel der wüsten Kirche von *Kröchlendorf* kaum zu sehen. Zwar liegt die Ruine auf freiem Feld, die Mauern sind jedoch zwischen Bäumen versteckt und fast vollständig mit Efeu bewachsen. Die sorgfältig bearbeiteten und geschichteten Feldsteine lassen auf einen recht frühen Kolonisationsbau schließen.

Die alte Siedlung Kröchlendorf wurde vermutlich 1469 in den Auseinandersetzungen um die Erbfolge des pommerischen Herzogshauses zerstört und etwa 200 Jahre später als Schäferrevorwerk westlich der alten Dorfstelle wieder besiedelt. Der alten Mauern hat sich im Laufe der Zeit auch die Sage bemächtigt: In Vollmondnächten und besonders in der Johannisnacht »geben sich hier die Geister der Abgeschiedenen ein Stelldichein«.

Das Dorf *Retzow* (nordwestlich von Lychen) gehörte ursprünglich zu Mecklenburg, kam aber später in den Besitz des Heilig-Geist-Hospitals zu Lychen. Im Jahre 1440 belagerte der mecklenburgische Herzog Heinrich die Stadt Lychen, konnte sie jedoch nicht ein-

nehmen. Vermutlich aus Rache dafür wurde das Dorf Retzow dem Erdboden gleichgemacht. Um das Jahr 1700 heißt es: »...ist das Dorf und der Kirchhof wieder zu Acker gemacht und nachher, als sich alles in der Mark gebessert, sind wieder einige Häuser aufgebaut worden.«

Die Jahrhunderte überdauert hat die Kirchenruine auf dem Friedhof des heutigen Dorfes. Von dem einstigen rechteckigen Feldsteinbau ohne Turm ist noch ein großer Teil der Außenmauern mit Portalen und schmalen Lanzettfenstern erhalten. Auf der Nordostseite befand sich eine Sakristei. In den letzten Jahren wurden an der Kirchenruine umfangreiche Sicherungsarbeiten durchgeführt.

Zur Zeit des Landbuches, 1375, wurde noch etwa die Hälfte der Bauernhufen des Dorfes *Sperrenwalde* bewirtschaftet. Kurz danach muss der Ort wüst geworden sein. Am Ende des 16. Jahrhunderts sind von den Familien von Arnim und von Sperrenwalde, die die wüste Feldmark in Besitz hatten, bereits wieder zwei Schäfereivorwerke angelegt worden, aus denen Rittersitze – allerdings »ohne Bauern« – wurden. Die Kirche soll im Jahre 1624 noch ge-

nutzt worden sein, wurde jedoch im Dreißigjährigen Krieg endgültig zerstört und nicht wieder aufgebaut. Die Ruine steht auf dem Friedhof des heutigen Dorfes Groß Sperrenwalde (westlich von Boitzenburg). Erhalten ist das komplette Turmuntergeschoss mit einem Tonnengewölbe und einer Mauerstärke von fast zwei Metern. Die Höhe der noch vorhandenen Seitenmauern beträgt bis zu sieben Meter. Neben der Kirche befinden sich Grabstellen der Familie von Arnim aus dem 19. Jahrhundert.

Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde im Zuge eines Umbaus der Gutsanlage durch den bekannten Architekten Schultze-Naumburg neben der Kirchenruine ein quadratischer Wasserturm errichtet, der sich mit seiner Feldsteinverkleidung – er besteht innen aus Ziegelmauerwerk – den örtlichen Gegebenheiten anpasst und auf den ersten, flüchtigen Blick als Teil der Kirche gelten könnte.

Die hier erfolgte Aufzählung soll keine vollständige sein. Manchmal sind es nur geringe Steinreste, die Geschichte erzählen. Der auf dem Friedhof von *Warthe* erbaute Glockenstuhl steht auf den Fundamenten der mittel-



Wappen des Landkreises Templin von 1935 |

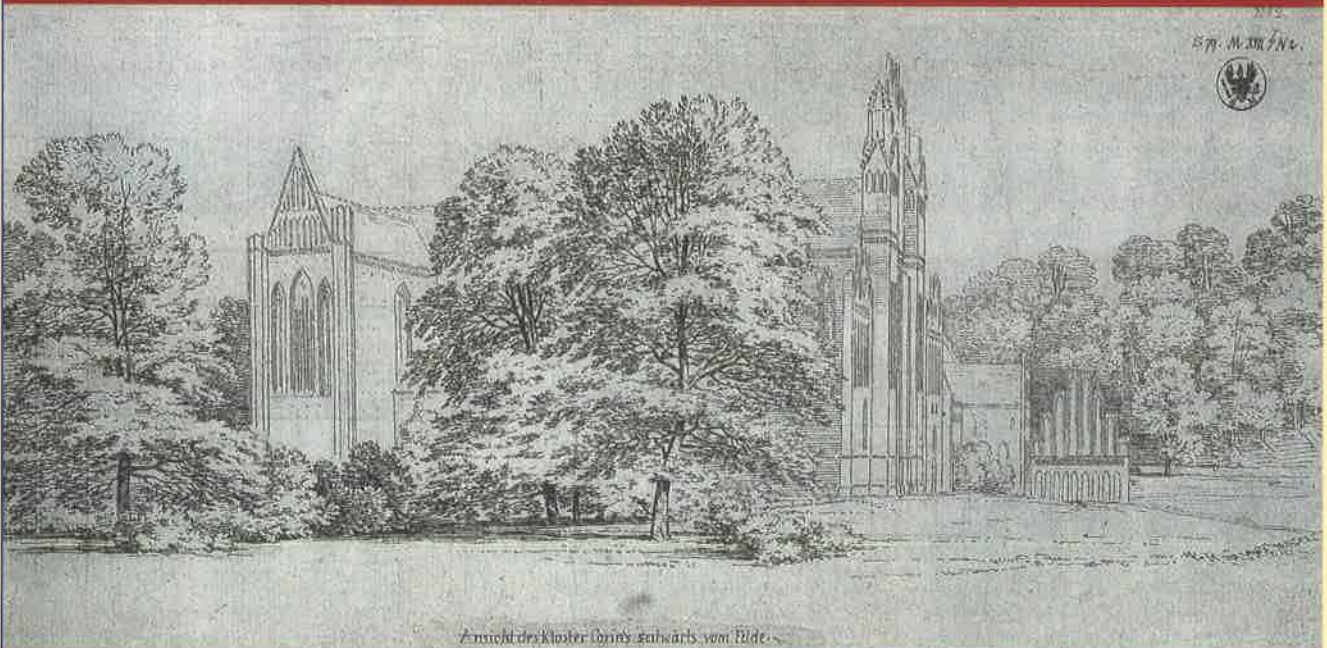
alterlichen Kirche. Mitten im Wald bei Lychen findet sich, nahe der ehemaligen Försterei Kastaven, ein gut erhaltenes gotisches Friedhofsportal. An manchen Orten findet man mitten im Wald fast völlig überwachsene Steinhäufen und ganz in der Nähe verwilderte Kulturpflanzen, Obstbäume oder -sträucher. Hier könnte sich eine längst eingegangene Siedlung befunden haben. Trotz der Auswertung von Geschichtsquellen und vereinzelter archäologischer Grabungen bleibt diesen Orten ein Rest von Geheimnis.



Wüste Kirche von Sperrenwalde, Turmuntergeschoss |

Ernst Badstübner

Zur Vorgeschichte der Denkmalpflege in Berlin und der preußischen Provinz Brandenburg



Prof. Dr. Ernst Badstübner ist Kunsthistoriker. Er war unter anderem Leiter der Abteilung Inventarisierung im Brandenburgischen Landesamt für Denkmalpflege und bis zu seiner Emeritierung Inhaber des Lehrstuhls für Kunstgeschichte an der Universität Greifswald

Karl Friedrich Schinkel, Kloster Chorin von Norden um 1816/17

Der Beginn staatlicher Denkmalpflege in Berlin und Brandenburg wird gemeinhin mit dem Namen Karl Friedrich Schinkels und mit der Ruine des ehemaligen Zisterzienserklosters Chorin verbunden. Schinkel ist der wohl bekannteste Baumeister des Klassizismus in Deutschland gewesen, aber als Kind seiner Zeit war er auch Romantiker. Er verehrte wie die romantischen Literaten das Mittelalter und die gotische Baukunst, die er auf Reisen nach Italien und Frankreich ebenso studierte wie in der engeren Heimat, und seine besondere Aufmerksamkeit galt dem Kloster Chorin. Er hat die Baulichkeiten zeichnerisch aufgenommen, später haben seine Schüler die Zeichnungen mehrfach kopiert. Schinkel hat die Gebäude nur bedingt in dem Zustand und in der Umgebung wiedergegeben, wie sie sich seinerzeit befanden. Vielmehr zeichnete Schinkel sie so, wie er sie sich wünschte, in einer parkähnlich gestalteten Landschaft, von störenden Anbauten befreit und mit der Ergän-

zung des Fehlenden im historischen Stil. Der Architekt hatte eine klare Vorstellung von dem gotischen Bauwerk, und es ist nicht auszuschließen, dass er die Absicht hegte, es wiederherzustellen. Am 8. Januar 1817 richtete die Oberbaudeputation ein Schreiben an die königliche Regierung in Potsdam mit der Forderung, den Domänenpächter zu veranlassen, die Ställe, die er »im Kreuz« (Querschiff) der Kirche unterhielt, zu entfernen, damit »dem Denkmal altdeutscher Geschichte« ein angemesseneres Aussehen gegeben werden könne. »Bei der Seltenheit solcher Denkmäler in dieser Provinz wird die Erhaltung eines solchen zur Pflicht«, hieß es in der doch wohl von Schinkel verfassten Demarche der Oberbaudeputation.

Schinkel hatte schon 1815, in Zusammenhang mit dem Auftrag, »den baulichen Zustand der ersten Kirche der Reformation (Wittenberger Schlosskirche) zu untersuchen und Vorschläge zur Erhaltung dieses Denk-

mals einzureichen«, ein Memorandum verfasst, in dem er sich für »die Erhaltung aller Denkmäler und Altertümer unseres Landes« einsetzt, Verzeichnisse »mit einem Gutachten über Zustand der Gegenstände und über die Art, wie man sie erhalten könne« fordert und schließlich anregt, »dass eigene Behörden geschaffen werden, denen das Wohl dieser Gegenstände anvertraut wird«. Eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. vom 4. Oktober 1815 verfügte, auf eine Beschwerde Schinkels über den Abriss eines Schlüter zugeschriebenen Gebäudes hin, »dass bei jeder wesentlichen Veränderung an öffentlichen Gebäuden oder Denkmälern diejenige Staatsbehörde, welche solche vorzunehmen beabsichtigt, zuvor mit der Oberbaudeputation kommunizieren und, wenn diese nicht einwilligt, an den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg zur Einholung Meines Befehls, ob die Veränderung vorzunehmen, berichten soll«. Diese Kabinettsordre verpflichtete die Ober-

baudeputation zur denkmalpflegerischen Aufsicht. Die Verantwortung für die Bewahrung und Erhaltung historischer Bauwerke und auch der Werke der bildenden Kunst war damit in die Hand einer staatlichen Behörde gelegt worden. Die Voraussetzungen aber, diese Verpflichtung zu erfüllen, fehlten gänzlich. Noch 1821 wurde der Antrag abgelehnt, jährlich 5000 Taler im Etat des Handelsministeriums »für die gesamte Monarchie ... ausschließlich zur Erhaltung der für die Geschichte und Kunst interessanten architektonischen Denkmäler« zu verankern. Unter diesen Bedingungen musste der Einsatz für Chorin ohne Ergebnis bleiben und auch die Bemühungen um die Schaffung einer selbstständigen fachlich leitenden Institution. Erst mit einer Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. vom 1. Juli 1843 wurde die Stelle eines Konservators der Kunstdenkmäler mit einem Jahreseinkommen von »eintausend Talern« eingerichtet und Alexander Ferdinand von Quast mit dem Amt betraut. Es musste noch ein halbes Jahrhundert vergehen, ehe die Positionen von Provinzialkonservatoren geschaffen wurden, aus denen schließlich die bis heute auf Länderebene arbeitenden Landesdenkmalämter hervorgegangen sind.

Doch zurück zu Schinkel. Als er konkrete Maßnahmen zur Erhaltung historischer Bauwerke forderte, brachte er damit das zeitgenössische Interesse der gebildeten Öffentlichkeit an der Geschichte zum Ausdruck. In den Werken der Architektur und der bildenden Kunst sah man die Denkmäler, mit denen sich das Geschichtsbewusstsein in der Zeit nach den siegreichen Befreiungskriegen gegen Napoleon artikuliert, verbunden mit der – später enttäuschten – Hoffnung auf die Einheit der Nation. Hier sind die patriotischen, die »vaterländischen«, also die politischen Wurzeln der Denkmalpflege zu erkennen. Sie hat sich deshalb den Vorwurf der »Restauration« gefallen lassen müssen. Doch ein emotionales Verhältnis zur Geschichte gehört bis heute – und immer noch mit positiven wie negativen Auswirkungen – zu den Grundlagen denkmalpflegerischen Engagements.

Die tatsächlichen Anfänge dessen, was wir Denkmalpflege nennen, können jedoch weiter zurückverfolgt werden. Die Frage, seit wann es ein Interesse an der Bewahrung geschichtlicher Bausubstanz oder -zustände gibt, wird auch fachlicherseits unterschiedlich beantwortet, auch die Frage nach den Beweggründen dafür. Das Moment der Erinnerung wird wohl immer dazuge-



Berliner Marienkirche, Restaurierungsschrift an der Figur des heiligen Bernhardin von Siena (Foto: Archiv des Autors)

hört haben. Von wesentlicher, aber eben nicht ausschließlicher Bedeutung muss die Anerkennung des künstlerischen Wertes gewesen sein. Gerade dafür sind in Brandenburg-Preußen interessante frühe Beispiele zu finden, die wir als Vorläufer von Denkmalpflege ansprechen möchten.

Beispiel 1

In der Berliner Marienkirche wird eine Holztafel aus der ehemaligen Franziskaner-Klosterkirche aufbewahrt. Sie trägt eine Reliefdarstellung des 1450 heilig gesprochenen Bernhardin von Siena. Das Schnitzwerk ist noch vor 1500 entstanden, aber der Heilige hält in seiner linken Hand ein Buch, auf dessen aufgeschlagenen Seiten zu lesen ist: »Thurneisser hat mich neu gemacht, Do ich war Alt und gar veracht 1584«, eine aussagereiche Restaurierungsschrift. Nicht nur, dass sie uns Datum und Initiator der Erneuerung nennt, sie gibt auch Aufschluss über die Motivation: Das Stück war alt und nicht mehr geachtet, das Bild des heiligen Mönches hatte nach der Reformation seine inhaltliche Bedeutung eingebüßt, war wertlos geworden für den gläubigen Protestanten und im reformatorischen Gottesdienstraum kaum mehr geduldet. Leonhard Thurneisser, der Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg, aber hatte es neu gemacht.

Warum? Doch wohl deshalb, weil er das Bernhardin-Relief als Kunstwerk und als geschichtliches Erinnerungstück schätzte und erhaltenswert fand, auf keinen Fall wegen seines ursprünglichen religiösen Wertes. Wie ein muse-

aler Sammlungsgegenstand ist die Tafel bewahrt und erneuert, ist »restauriert« worden. Schon 1732 teilte Martin Diterich in seiner Berlinischen Kloster- und Schulhistorie die Restaurierungsschrift mit und auch, dass Thurneisser »Anno 1584 die Kirche schön ausputzen, einen Taufstein drin setzen und die Fenster ausbessern ließ.« 1823 hob der Direktor des Gymnasiums »Zum Grauen Kloster« J. J. Bellermann das Andenken Thurneissers hervor, weil er die Kirche des Klosters – die seit 1945 eine Ruine ist – auf »eigene Kosten ausgebessert und dadurch manches noch jetzt vorhandene Denkmal« erhalten habe. Durch die Benutzung der Bezeichnung Denkmal wird deutlich, wie schon Bellermann die Leistung Thurneissers bewertete, als einen Vorläufer der nach 1815, also zu seiner Zeit, bereits mit öffentlichem Eifer betriebenen Pflege vaterländischer Altertümer.

Beispiel 2

Dass wir von der spätromanischen Marienkirche, die bis 1722 auf dem Harlunger Berg in Brandenburg gestanden hat, etwas wissen, verdanken wir dem Geschichtsinteresse des Hugenotten Alphonse des Vignoles, der 1686 nach Preußen gekommen war und sich von 1689 bis 1703 und von 1706 bis 1712 in Brandenburg aufgehalten hat. Während dieser Aufenthalte hat er ein in der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrtes Manuskript verfasst, das die Inschriften der Grabdenkmäler in der Brandenburger Katharinenkirche verzeichnet, und weiter hat er die Marienkirche durch Zeichnungen festgehalten, die

der Rektor der Ritterakademie J. Chr. Heiß 1752 zur Illustration für seinen »Abriß und kurzze Beschreibung der Marienkirche, welche auf dem hiesigen Berge bey der Altstadt Brandenburg gestanden hat« in Kupfer stechen ließ. Die Zeichnungen geben den Erhaltungszustand unmittelbar vor dem Abriss wieder. Die Treue der Zustandswiedergabe lässt auf eine genaue Architekturdokumentation schließen, zu der auch zwei Modelle gehören, die gleichzeitig mit den zeichnerischen Aufnahmen – Grundriss, Ansicht von Süden, Längsschnitt nach Norden – entstanden sein werden. 1812 hat Schinkel Schnitt, Ansicht und Grundriss kopiert und seiner Sammlung von Zeichnungen mittelalterlicher Bauwerke hinzugefügt. Es ist zu vermuten, dass Schinkel in dieser Zeit nationaler Besinnung auf vaterländische Geschichte eine architekturhistorische Publikation geplant hat, in der dann auch die Brandenburger Marienkirche als exzeptionelles Bauwerk des 13. Jahrhunderts ihren Platz gefunden hätte.

Beispiel 3

1787 begann man mit der Abtragung des von Michael Matthias Smids zwischen 1663 und 1666 errichteten, nun baufällig gewordenen hölzernen Turmaufsatzes der Berliner Marienkirche. Die Erneuerung wurde als eine der be-

deutendsten baukünstlerischen Leistungen der Jahre 1789 und 1790 in Berlin angesehen, in denen sich ein neuer, begeistert aufgenommener Geschmack etabliert hatte. Träger dieses neuen Geschmacks war das 1786 begründete Ober-Hof-Bauamt, dem seit 1788 Carl Gotthard Langhans vorstand. Als Exponent aber galt der Nachfolger Friedrichs des Großen, der preußische König Friedrich Wilhelm II., von dem es hieß, er »befiehlt und ordnet selbst alle Bauten ... Mit dem Blick des Kenners untersucht und prüft Er die Ihm vorgelegten Zeichnungen und Modelle, und Seine Wahl trifft jederzeit den geschmackvollsten und dem reinen Stil der ächten Architektur gemsten Entwurf«. Das wirkte sich auch auf den Neubau des Marienkirchturmes aus. So schrieb ein Anonymus zur Fertigstellung im Juli 1790, der König wählte unter den Entwürfen »... die Zeichnung des Geheimraths Langhans im Gothischen Stil. Da die Kirche selbst und der untere Theil des Thurms ... im Wendischen Stil, der sehr nahe dem Gothischen verwandt ist, gebaut sind, so konnte natürlich auch der neue obere Theil nicht füglich anders als im Gothischen Stil gebaut werden. Dennoch wird dieser Thurm stets eine vorzügliche Zierde Berlins und ein neuer Beweis sein, dass der Gothische Stil nicht bloß mit Pracht und Würde, sondern selbst mit wirklichem feinem Ge-

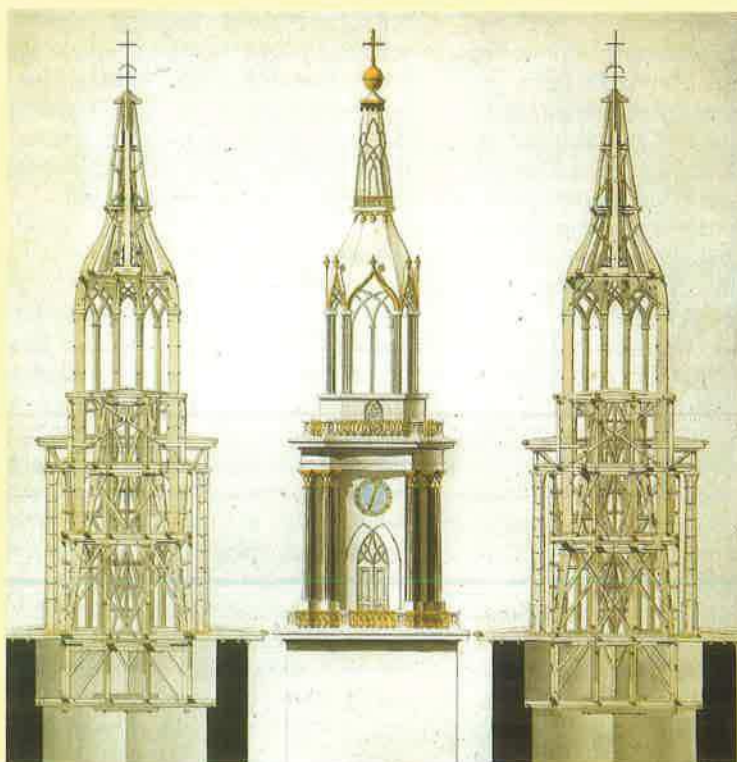


Brandenburg/Havel, Modell der Marienkirche auf dem Harlunger Berg, 1722
(Foto: Domstiftsarchiv Brandenburg)

schmack und Eleganz sich vereinen lässt...« Letzteres zu betonen war offenbar nötig. Zu lange hatte der gotische Stil als geschmacklos gegolten. 1819, als gerade eine unter Schinkels Aufsicht durchgeführte gotisierende Erneuerung des Inneren der Marienkirche abgeschlossen war, konnte sich der Stadtrat Johannes Gottlieb Klein schon viel unbefangener äußern: »... erhebt sich dieser weithin sichtbare und höchste aller hiesigen Thürme ... im gotischen Styl«.

Nun hat ja Langhans keinen neugotischen Turm gebaut, sondern ein mischstiliges Werk aus Barockem und Klassizistischem, zopfig im Detail, das durch die maswerkartige Verschränkung von Schilfrohrstben aus der zeitgenössisch beliebten »otahitischen« Bauweise Gotik assoziiert. 1894 wollten deshalb die Vertreter des doktrinären Historismus den Langhans'schen Turm durch einen stilechteren ersetzen, nach einer Maxime, die Stileinheit und Stilreinheit am historischen Bauwerk forderte und die die »Restaurationen« des 19. Jahrhunderts zunehmend bestimmt hatte. Der beabsichtigte Neubau des Marienkirchturmes nach dem Entwurf des Berliner Stadtbaurates Hermann Blankenstein aber unterblieb, und es ist interessant, mit welchen Argumenten man diesen Verzicht damals befwortete: »Muss denn alles stilgerecht sein? Uns ist diese zopfige Turmspitze mehr wert als eine stilgerechte, die ein moderner Baukünstler aufsetzt.« Am Ende des 19. Jahrhunderts, als das Wort Denkmalpflege im Sprachschatz auftauchte und sich mit dem Begriff eine amtliche Institution, eine wissenschaftliche Fachbehörde verband, veränderten sich auch die Grundsätze der praktischen Durchführung. Nicht mehr die Schaffung stileinheitlicher, sondern die Bewahrung historisch gewachsener Zustände wurde zur Aufgabe zukünftiger Denkmalpflege.

Carl Gotthard Langhans, Entwurf zum Turm der Berliner Marienkirche, um 1789, Ausschnitt.



Thomas Raschke

Die Instandsetzung der Gutskapelle Reuden und ihr betreuender Architekt Uwe Burckhardt



| (Foto: Roland Hottas)

Die Reudener Gutskapelle ist ein anspruchsvolles Bauwerk. Ihre Gestalt beschäftigt die Wahrnehmung des Betrachters durch unlösbar scheinende Spannungen. Einmal ist da der Gegensatz zwischen dem kräftigen Baukörper und einem hochragenden, schlanken Mittelurm. Eigentlich ist es kein Turm, sondern eine Laterne und als solche riesig – insofern passt beides zusammen: Baukörper und Bekrönung sind gegensätzliche, aber große Formen. Auch der Baukörper für sich ist spannend. Dem einfachen quadratischen Grundriss sind Eckrisalite beigelegt, quadratische Ecktürme mit eigenen Dächern. Der Bau scheint sowohl eine kubische als auch eine Kreuzform zu besitzen. Die Kirche ist nicht in ihren Ausmaßen groß, wohl aber groß und anspruchsvoll in ihrer Form. Bei einem barocken Bauwerk verweist so etwas auf höfische Kultur. Die Kapelle wurde 1729 für den sächsischen General Otto Bernhard Borcke erbaut und gehört somit zum glanzvollen Dresdner Barock. Die Lausitz war bis 1815 sächsisch.

Seit 1997 wird die Reudener Gutskapelle instand gesetzt. Ihre architektonische Qualität und der Kunstwert des erhaltenen Kanzelaltars haben die

Denkmalbehörden und die Deutsche Stiftung Denkmalschutz zur Bereitstellung umfangreicher Fördermittel bewogen. Jetzt, 2001, wird wahrscheinlich auch die restauratorische Instandsetzung des Inneren und der Ausbau zu einem dörflichen kulturellen Zentrum (mit kirchlicher Nutzung) geschafft werden können. Das Geld kommt dann von der EU, aus einem Topf, der kulturelle Standortnachteile ländlicher Regionen ausgleichen soll.

Das Äußere der Kirche glänzt in strahlendem Weiß und Rosa, ist aber noch nicht ganz fertig, erläutert uns der Architekt Uwe Burckhardt. Der hohe Sockel muss noch eine aufgemalte Rustikagliederung erhalten. Das sei die in Untersuchungen festgestellte ursprüngliche Fassung. – Wir kennen die Reudener Kirche noch in ihrem halbruinösen Zustand und wundern uns, wo der Restaurator die Befunde hat erheben können. Die Kapelle nämlich war bis nach 1990 schon aufgegeben – eigentlich das ganze Dorf. Reuden hatte dem Braunkohletagebau weichen sollen (wie bei über zwanzig Dörfern der Niederlausitz geschehen). Erst die Wende brachte die Rettung für Dorf und Kirche. In die Kirche aber war seit Jahrzehnten nichts mehr investiert worden. Schon in den Dreißigerjahren bestanden Pläne zur Abbaggerung, da begann bereits der Verfall des Gebäudes. 1945 richtete die Rote Armee eine Autowerkstatt ein, dann sorgte der Güterverwalter noch einmal für eine Nutzbarmachung als Gotteshaus. Die Reudener Kirche ist (wie einige Dutzend weitere in Brandenburg) eine Gutskapelle, die nie der Kirchengemeinde, sondern der Gutsherrschaft gehörte. So wurde sie in DDR-Zeiten zu Volkseigentum und gehört heute der Kommune. Seit Januar 1997 besteht der »Förderverein Gutskapelle Reuden«, in dem sich Kommune, Kirchengemeinde, Ortsbewohner und einige Freunde von weiter her um den Erhalt und die Nutzung bemühen.

Aber der Architekt ist inzwischen in seinen Erläuterungen fortgefahren und bei nicht ganz einfach zu erfassen den naturwissenschaftlichen Problemen angelangt. Der Außenputz der Kirche war in großen Flächen verloren und die freiliegenden Ziegel waren schadhaft. Wir können uns erinnern: die Ziegel zentimetertief ausgelaugt, während die Mörtelschichten standhielten, dass es aussah wie ein abgenagter Maiskolben. Ursache dafür, erläutert Burckhardt, sei ein Missverhältnis zwischen zu weich gebrannten Steinen und zu hartem Mörtel gewesen. Chemische und physikalische Reaktionen führten zum Zerfall der Ziegel. Für die Instandsetzung mussten die schadhaften Steine ausgestemmt und ersetzt werden. Bei früheren Reparaturen verwendete Hartbrandsteine mussten ebenso ausgetauscht werden.



Die Glindower Ziegelei GmbH lieferte speziell für Reuden passendes Ziegelmaterial. Für Mörtel und Putz wurden mithilfe wissenschaftlicher Untersuchungen die richtigen Grund- und Zuschlagstoffe bestimmt. Davon, dass die Naturwissenschaften immer stärker in die Denkmalpflege hineinwirken, hatten wir schon gehört, staunen aber doch, wie intensiv dies schon bei einem vergleichsweise kleinen Objekt geschieht. Auch wurden Probebohrungen ins Mauerwerk getrieben, um dessen Salzbelastung festzustellen: zum Glück mit beruhigendem Ergebnis.

Uwe Burckhardt ist seit 1996 mit der Reudener Gutskapelle befasst. Die Planung begann mit einer umfangreichen Bauaufnahme: Aufmaße, Mengenermittlung, Schadenskartierung. Da Kirchensanierungen immer öffentliche Angelegenheiten sind, zumal, wenn ein Verein sie trägt und wenn auch reichliche Fördermittel verbaut werden, muss der Architekt auch »Öffentlichkeitsarbeit« leisten. Vielleicht müsste er das nicht, aber Burckhardt macht es, wobei ihm sein zeichnerisches Interesse entgegenkommt. Zur Instandsetzung der Reudener Kirche legt er uns eine Ausstellung vor, Zeichnungen und Fotos auf über zwanzig Tafeln. Das sei nötig, für die Veranstaltungen in der Kirche und auch als Dokumentation für später.

Bei der Bauuntersuchung stellte sich heraus, dass die Dächer der vier Eckrisalite ursprünglich konkav gewölbt waren (und erst 1861 gerade Grate erhielten). So wie man sich für die originale Zweifarbigkeit der Fassaden entschied, stellte man auch hier den Erstzustand wieder her: eine lebendige Linie zieht sich nun von den Traufen empor bis zur Laternenspitze. Dach und Bekrönung werden zu einer Form verbunden, die dabei eine etwas spielerische Leichtigkeit erhält (dem strengen 19. Jahrhundert war das natürlich nichts).

Die künstlerisch gewollte und wirkungsvolle Dachkonstruktion brachte aber nicht geringe technische Probleme. Da, wo die Bedachungen der Eckrisalite mit dem Hauptdach zusammenreffen, wird die Neigung gering, so dass der Wasserabfluss kaum gewährleistet ist. (Entsprechend groß waren die Schäden: 46 Balkenaufleger mussten saniert werden.) Waagerechte Flächen wurden in Blei abgedeckt, wie aber konnten die komplizierten Ziegeldächer bewältigt werden? Da passierte,

erzählt Buckhardt, was bei Denkmalpflege öfter vorkommt: Am Wochenende stieg der Dachdeckermeister Schandog selbst aufs Dach und holte sogar seinen alten Lehrmeister mit heran. Dann wurden die kniffligsten Stellen zunächst auf Probe verlegt. Ähnlich war es bei den Zimmererarbeiten an der Laternenspitze, nur dass hier der Architekt, der gelernter Zimmermann ist, mit Hand anlegte.

Wie es überhaupt um die fachliche Kompetenz der Baubetriebe bestellt sei, wollen wir wissen. Die moderne Bauwirtschaft hat sich schließlich von den traditionellen Handwerkstechniken weit entfernt; arbeiten nur noch spezielle Denkmalfachbetriebe in der Denkmalpflege? – Nicht nur, lautet die Antwort. Aus- und Weiterbildungsmöglichkeiten für handwerkliche Denkmal-

pflege würden von vielen Betrieben genutzt. Mit den Stukkateurarbeiten an der Reudener Kirche wurde zum Beispiel die Firma Müller aus Frankfurt a. d. Oder beauftragt. Das sei ein solcher hoch qualifizierter Denkmal-Fachbetrieb. In der Regel fordert der Architekt vorrangig bewährte örtliche Unternehmen auf, sich an den Ausschreibungen zu beteiligen. In Reuden haben die Fa. Pantzer-Bauunternehmen und der Dachklempnermeister Nischke, beide aus Calau, sowie die Dachdeckerfirma Schandog aus Vetschau gearbeitet, alle also aus der nächsten Umgebung. Denkmalpflegerische Arbeiten können für die Baufirmen zum wirtschaftlichen Risiko werden. Der zeitliche Aufwand wird oft unterschätzt und mit »Überraschungen«, die Mehrarbeit bedeuten, ist im-



Zeichnungen: Uwe Burckhardt |

mer zu rechnen. – Dem Bauhandwerk in Brandenburg geht es wirtschaftlich schlecht, so dass ihm jeder Auftrag ge-
nehm sein müsste, meinen wir. – Aber das sei nicht unbedingt eine gute Vor-
aussetzung, um Qualität zu erreichen,
erwidert Burckhardt. Wenn Firmen ver-
suchten, mit Dumpingpreisen Aufträge
zu erhalten, käme unweigerlich der
Moment, wo diese versucht werden,
durch Pfusch doch noch auf ihre Ko-
sten zu kommen. Instandsetzungen an
Kirchen oder Rathäusern können und
sollten für die Baubetriebe zu Referenz-
objekten werden. Darin liegt ein Vorteil
für die Firmen, wo ein großer finanziel-

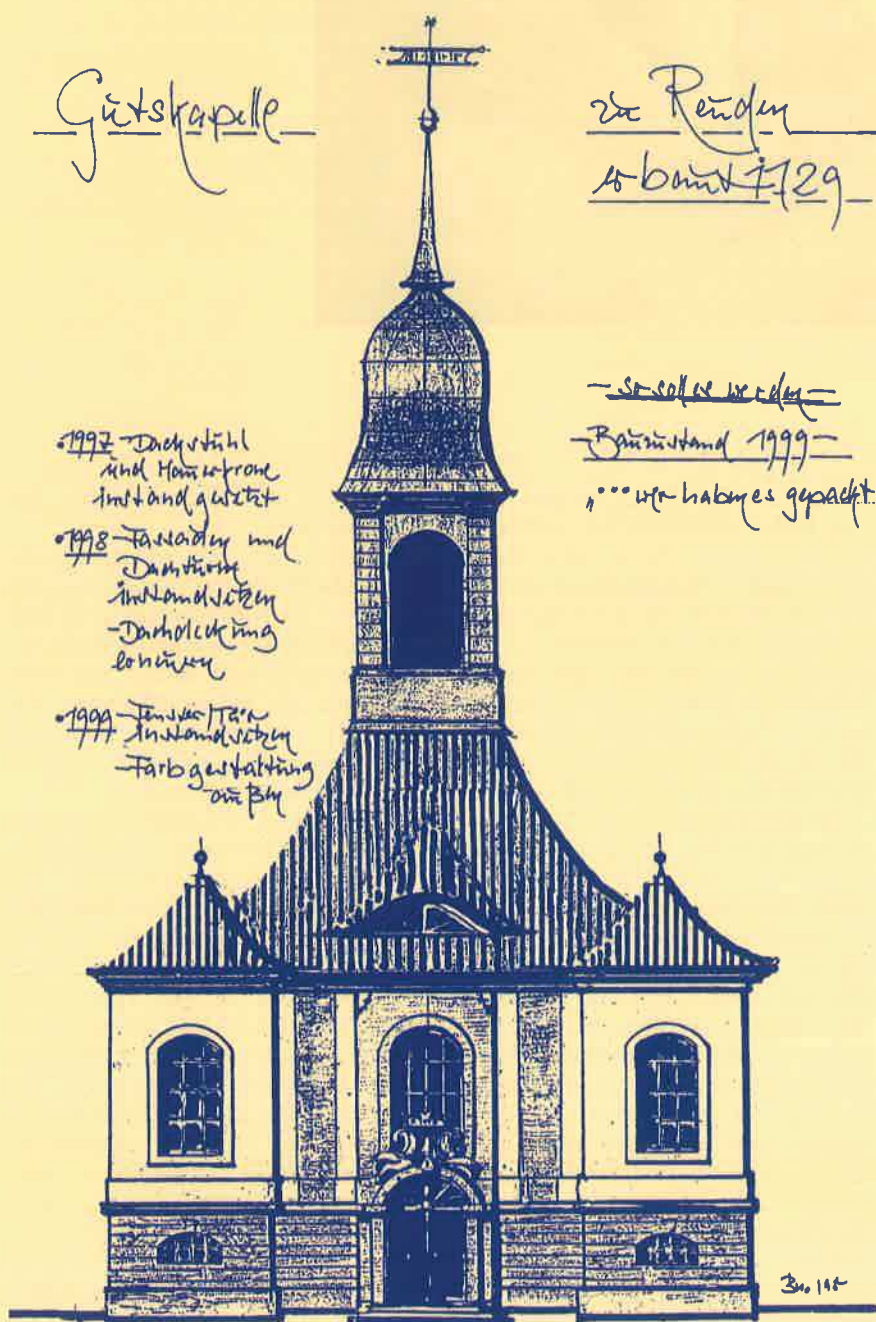
ler Gewinn kaum möglich ist. – Das
Renommee wirkt sich für lokale Unter-
nehmen natürlich stärker aus, verste-
hen wir. Und dafür werden dann die
eingeschränkten Verdienstmöglichkei-
ten in Kauf genommen? – Die Löhne
sind hier so gut oder schlecht wie auf
allen Baustellen. Gerade deshalb sind
solche Arbeiten ohne das besondere
Engagement aller Beteiligten nicht
möglich. Das betrifft jeden einzelnen
Bauhandwerker, von dem ja hier nicht
primär Mengenleistung verlangt wird,
sondern Handwerklichkeit und Mit-
denken. Wer wie bei der Arbeit am
Dachstuhl stunden- und tagelang in

gebückter Haltung alte Holzverbindun-
gen saniert, darf dabei nicht denken:
Alles neu machen wäre einfacher! Er
soll das Vorhandene, soweit es noch
funktionell ist, erhalten, und darum
muss er es achten. Trotz oder besser
wegen dieser Anstrengungen entsteht
am Ende, wenn alles einigermaßen ge-
lungen ist, Freude am Werk. Es ent-
wickelt sich eine Verbundenheit mit
dem Gebäude und nicht selten spenden
dann die Baubetriebe Geld und Leis-
tungen.

Uwe Burckhardt restauriert seit
1987 Kirchen im östlichen Branden-
burg und er übernimmt inzwischen
kaum noch andere Aufträge. Man
spürt, dass er es gerne macht. Auch
darauf, dass seine Bauherren keine
Baufachleute sind, aber eine starke
emotionale Bindung zu ihrer Kirche
besitzen, hat er sich eingerichtet. Län-
gere Beratungs- und Planungsphasen
mit den Entscheidungsgremien seien
die Regel. Überhaupt hat sich Burck-
hardt zwangsläufig auf lange Bauzei-
ten eingerichtet. Dass Reuden nun
schon fünf Jahre dauert, macht ihm
anscheinend nichts. Er spricht gerne
über seine Arbeit, das wird ihm in sol-
chen Gesprächen helfen. Dazu kommt
die Fähigkeit, sich und andere für
Handwerk und Kunst begeistern zu
können. Ohne ein gewisses Vertrau-
ensverhältnis geht es wohl auch nicht.
So kommt, während wir die Reudener
Kirche besichtigen, ein Kirchenältester
aus Reuden vorbei und berichtet, was
der und jener Betrieb gesagt und getan
habe: ein sehr entspannter Baurap-
port.

Nun ja, meint der Architekt, unser
Besuch erfolge in einer hoch gestimm-
ten Zeit: das Bauwerk strahlt in einem
Glanze, wo alle es noch als Ruine in Er-
innerung haben. Während der Arbeiten
am Dachstuhl war dies anders: da wur-
de gearbeitet und Geld ausgegeben,
ohne dass für den Laien Ergebnisse
sichtbar wurden. Die ständige Informa-
tion sei da unverzichtbar. Schließlich
werde nicht nur mit Fördermitteln ge-
baut. Aus der schmalen Gemeindekasse
müssen die Eigenanteile für die Förder-
mittel finanziert werden und viele An-
wohner haben hingebungsvoll gespen-
det und unzählige Hilfsleistungen
wurden erbracht.

In Reuden wird seit Jahren regel-
mäßig der bundesweit Anfang Sep-
tember begangene »Tag des offenen
Denkmals« gefeiert. In Brandenburg
geschieht das öfter etwas müde-offi-
ziell, hier in Reuden aber berichten die
Anwohner davon wie von einem Dorf-
fest.



Thomas Raschke

Glasmalerei – Jahrhunderte alte Kunst

Im Atelier der Glasmalerin und Restauratorin Ilona Berkei



| (Foto: B. Gartenschläger)

Auf der »denkmal 2000«, der europäischen Fachmesse in Leipzig im Oktober vergangenen Jahres, wurden gleich zwei Brandenburger Betriebe ausgezeichnet: die Glindower Ziegelei GmbH und das Atelier für Glasrestaurierung Ilona Berkei in Zeuthen. Was sind das für Leistungen, die in einem europäischen Vergleich Anerkennung finden? – dies zu erfahren, begaben wir uns nach Zeuthen.

Am Tag vor unserem Besuch meldeten die Nachrichten, dass die mittelalterlichen Fenster der Frankfurter Marienkirche nun nach langen Verhandlungen aus Petersburg nach Frankfurt zurückgegeben werden sollen. Darüber beginnt das Gespräch. Frau Berkei hat bedeutende mittelalterlichen Glasfenster restauriert, so den Bilderzyklus der Chorfenster in der Katharinenkirche in Salzwedel. Dieser besteht aus 144 Feldern. Eines davon sehen wir als »Zustandskopie«. Die Restauratorin erläutert daran den Aufbau eines Bildfensters. Bleiruten halten die farbigen Gläser, sie haben konstruktive Funktion und bilden zugleich die Konturen. Hinzu kommt die mit »Schwarzlot« aufgetragene Binnen-

zeichnung. Die Zustandskopie, die Frau Berkei angefertigt hat, zeigt aber noch mehr: Haarrisse im Glas, Kratzspuren, spätere Veränderungen. Als Betrachter erhalten wir einen Eindruck von der aufwändigen Feinarbeit der Restauratorin, gerade auch bei großen Bilderzyklen. Es wird demnach, denken wir, wohl noch einige Zeit vergehen, bis die Marienkirche in Frankfurt an der Oder ihre Fenster wieder erhält.

Hier im Atelier stehen noch weitere »Zustandskopien«. Sie gehören, wenn man so will, zu einem großen europäischen Forschungs- und Restaurierungsvorhaben. Die mittelalterlichen Glasmalereien in Frankreich, Deutschland und anderen Ländern stellen einen einzigartigen Schatz europäischer Kultur dar. Einen gefährdeten Schatz, der vor allem von den Schadstoffen der Luft bedroht wird. Schon seit Jahrzehnten arbeiten Wissenschaftler und Restauratoren in ganz Europa an der Dokumentation, Sicherung und Restaurierung der mittelalterlichen Glasmalerei. In Brandenburg sind daran unter anderem das Landesamt für Denkmalpflege sowie die CVMA-Forschungsstelle in Potsdam beteiligt. Und

eben Frau Ilona Berkei und ihre drei Mitarbeiter.

Anhand von Fotos erläutert unsere Gastgeberin die Schadensbilder: von Korrosion, von Mikroorganismen, Ruß und Krustenbildungen ist die Rede. Dabei geht es nicht einfach um »Verschmutzung«, welche die Fenster verdunkelt – aggressive Verbindungen zersetzen die Glasgemälde und drohen sie für immer zu zerstören.

Am großen Lichtmikroskop werden hier Begutachtungen durchgeführt, anderes in Fachlabors analysiert, um anschließend das passende Restaurierungskonzept zu entwickeln.

Neben der Wissenschaft bleibt das Handwerkliche wichtig. Frau Berkei zeigt Fotos, wo die Halt gebenden Bleiruten durch Alterung und Korrosion zum sprichwörtlichen »seidenen Faden« geworden sind. Bei der Restaurierung spielen auch die konstruktiven Elemente, wie verrostete Halterungssysteme, fehlende Windeisen und natürlich das Bleinetz eine wichtige Rolle.

Eine erneute Blütezeit erlebte die Glasmalerei dann in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Nun, im technischen Zeit-

alter, mit neuen farbigen Gläsern und mit über 150 verschiedenen Farbtönen für die Malerei. Wir sehen ein Fenster mit der Darstellung des Hl. Michael. Es ist eine Zustandskopie, das Original befindet sich wieder in der Dorfkirche von Bagow (am Beetzsee). Diese kleine, 1908 erbaute Kirche wurde 1992 bis 96 restauriert. Das klingt zu nüchtern, man könnte auch sagen: sie wurde wiedergeboren. Eigentlich schon aufgegeben, ist es dem unermüdlichen und selbstlosen Einsatz eines ehemaligen Bagowers zu danken, dass die Kirche gerettet wurde und auch ihren ganzen dekorativen Reichtum wiedererhielt. Zum Michael gehörte, als Pendant, die Darstellung eines segnenden Christus – das wussten ältere Bagower zu berichten, aber eine Vorlage, ein Foto gab es nicht. Um der Geschlossenheit des Raumeindrucks willen, erhielt die Künstlerin den Auftrag, in Anlehnung an die Michaelsdarstellung und an historische Vorbilder die Christusdarstellung völlig neu zu schaffen. Das sei eine wunderbare und herausfordernde Arbeit gewesen, berichtet Frau Berkei, auch infolge des Vertrauens, welches man ihr dabei entgegen gebracht habe. Die Wirkung von Glasmalerei lasse sich auf Papier, in Entwürfen, nicht darstellen. Der Glanz des Lichtes, das Zusammenwirken aller Teile in einem großen Fenster und schließlich die Raumstimmung, welche das Fenster erzeuge, seien in keinem anderen Medium darstellbar.

Die Bagower Fenster leben von ihrer reichen und fein differenzierten Malerei, und wir verstehen, warum der Restauratorin ihre künstlerische Ausbildung wichtig ist. Die Farbe der Glasmalerei wird in einem so genannten Muffelofen eingebrannt und erhält ihre faszinierende Wirkung erst danach. Frau Berkei zeigt Arbeitsproben. Acht und mehr Brennvorgänge sind notwendig, zwischen denen die Malerei immer weiter vervollkommen wird, bis dann etwa bei der Darstellung eines Kopfes jene plastische Wirkung bei gleichzeitiger körperhafter Weichheit erreicht wird, welche die Glasmalerei um 1900 auszeichnet. Das ist ein künstlerisch-gestalterischer Vorgang, der Disziplin und technisches Wissen erfordert.

Zum Abschluss zeigt Frau Berkei Fotos vom »Weltgerichtsfenster« in der Jakobikirche Perleberg, welches sie 1999 restauriert hat. Das Kunstwerk aus den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts ist expressionistisch, kraftvoll-kantig, überraschend farbig. In

der Formensprache ganz anders als die historistischen Bilder, geschaffen aber in derselben kunstvollen Handwerk-

lichkeit des 19. Jahrhunderts, die auch heute noch, hier in Zeuthen, in gleicher Qualität weiter gepflegt wird.



Segnender Christus, Glasfenster von Ilona Berkei (Foto: Atelier Ilona Berkei)

*Dr. Jan Feustel ist Autor mehrerer
Bücher zur Geschichte und Kultur
Berlins und der Mark Brandenburg*



*Geschichte vom eingemauerten Kind
(Zeichnung: Olga Schulz)*

Ein Heckethaler ist ein gar praktikables Geldstück. Wer ihn in der Tasche trägt, zu dem kommt alles ausgegebene Geld umgehend wieder zurück. Um solche Wundermünze zu bekommen, muss man eine schwarze Katze in einen Sack stecken und diesen mit recht vielen festen Knoten zubinden. Dann gehe man zur Mitternachtsstunde dreimal um die Kirche und klopfe jedes Mal an die Tür. Fragt von drinnen eine Stimme, was man denn wolle, so biete jedes Mal einen Hasen zum Verkaufe an. Beim dritten Mal kommt jener aus der Türe heraus, den man vorsichtshalber nicht beim Namen nennen sollte. Der bietet für den Hasen im Sack so einen Heckethaler. Dann aber muss man sich eilen heimzukommen, denn wenn der unheimliche Käufer erst den Sack geöffnet hat und die Katze entdeckt, ehe man unterm eigenen Dach in Sicherheit ist, so sind Leben wie Seele verloren! – So berichtet es schon Adalbert Kuhn in der ältesten Sagensammlung der Mark von 1838.

Dass der Teufel selber zur Geisterstunde ausgerechnet aus der Kirche heraustritt, ist zwar selbst in der brandenburgischen Volkslegende einigermaßen ungewöhnlich – doch es zeigt, was für einen magischen Ort das Kirchengebäude für unsere Altvordenen darstellte, weit über seine Aufgabe als christliches Gotteshaus hinaus. Die Dorfkirche stellte nicht nur das größte, sondern zumeist auch das einzige steinerne Gebäude des Ortes dar in jener Zeit, als nicht nur die Bauernhäuser, sondern oft genug auch die kleinen Herrensitze »nur« aus Fachwerk errichtet wurden. So woben sich überall im heutigen Brandenburg zahllose Mären um die alten mächtigen Feldsteingemäuer. Schon bei ihrem Bau, so munkelte man, konnte es nicht so ganz mit rechten Dingen zugegangen sein. Willibald von der Schulenburg zeichnete in Thyrow bei Trebbin eine besonders schaurige Sage auf: Dreimal war die Dorfkirche bei ihrem Bau schon eingefallen. Da kauften die Bauern einer armen Frau ihr Kind ab und mauerten es ein. Danach fragten sie es noch, was härter wäre als Stahl und Eisen – und es antwortete sterbend: »Der Mutter ihr Herz!« Jetzt hielt der Bau stand. Bei Ausgrabungen in der Thyrower Kirche entdeckte man 1964 innerhalb der ursprünglichen Apsisfundamente auch einen Kinderschädel – wohl eine Bestattung in der Mauer, vielleicht eine Erinnerung an alte, heidnische Bauopfer. Hatte doch schon vor der Errichtung der Kirche hier der Dorffriedhof gelegen. (Die Geschichte vom eingemauerten Kind ist übrigens eine deutsche »Wandersage«, die zum Beispiel in Schleswig-Holstein auch über Deichbauten erzählt wird.)

Andernorts in der Mark hielt man die Errichtung der Feldsteinkirchen überhaupt nicht für Menschenwerk. In Spaatz nördlich von Rathenow – so erzählte man sich – hätten eingewanderte Riesen dereinst Freundschaft mit dem alteingesessenen Zwergengeschlecht geschlossen. Aus Dank errichtete das kunstreiche kleine Volk den liebenswürdigen neuen Nachbarn die

Spaatzter Feldsteinkirche. Da sie weiterhin die einzige ihrer Art ist, erklärt die Mär somit ihre in diesem Landstrich ungewöhnliche Gestalt.

Die Granitquaderkirchen in Hönow und Neuenhagen auf dem Barnim jedoch schreibt der Volksmund gleich dem Riesengeschlechte selber zu – als Ergebnis einer Wette zwischen zwei solcher Hünen, wer wohl als Erster ein derartiges Gotteshaus aufrichten könnte. Da der Riese in Neuenhagen den Wettstreit gewann, versuchte der »schlechte Verlierer« von Hönow aus, den dortigen Kirchenbau dreimal mit gewaltigen Findlingen zu bombardieren, die glücklicherweise auf der Neuenhagener Feldflur fernab des Gotteshauses niedergingen. Überhaupt wurden vielerorts solche erratischen Blöcke als »kirchenfeindliche« Wurfgeschosse angesehen, die ihr Ziel mehr oder weniger knapp verfehlten. Von den Kienitzer Bergen her – so erzählt man im Teltow – hätte wiederum ein Riese die verhasste Dahlewitzer Kirche mit einem Steinwurf zerstören wollen. So fest packte er jenen Brocken an, dass sich seine Finger darin abdrückte – wovon sich jeder heute noch überzeugen kann, denn diesen Findling mauerten die Dahlewitzer in die Kirchhofmauer ein. In Graustein bei Spremberg schleppte sogar der Teufel selber des Nachts einen solchen Riesenstein heran, um das Gotteshaus vor dem ersten Hahnenschrei zu zerschmettern. Da aber die kluge Pastorenfrau sich derart an die Schenkel klatschte, dass die Hähne weit vor der Zeit zu krähen begannen, ließ der Teufel den Felsen mitten im Dorfe liegen.

Wie hier jene eiszeitlichen »Findlinge« legendär gedeutet werden, so bildeten sich rasch um jede Dorfkirche mit irgend ungewöhnlicher Gestalt solche »ätiologischen« Sagen. Im uckermärkischen Grimme steht der Glockenturm abseits des Gotteshauses – um Golßen in der Niederlausitz zum Beispiel wäre dies keine Besonderheit (und wird dort auch nirgendwo mit einer Sage gewürdigt). In der Uckermark jedoch ist solche Anlage singulär. Also

heißt es, in Grimme hätte eine Anzahl Männer dereinst mit den Köpfen jenen Turm von der Kirche weggeschoben. Bei dieser Arbeit allerdings wären ihnen sämtliche Haare ausgefallen, so dass man ringsum von einem Kahlkopf sagt: »De hett an'n Grimm'schen Toarm schoaben.«

Der Kirchturm in Prenden bei Biesenthal fügt sich als mächtiger, klobiger Fachwerkbau auf quadratischem Grundriss dem steinernen Kirchenschiff an. Da auch noch die Gefache ungewöhnlich eng sind und das Turminnere geradezu von einem Wald hölzerner Stützen ausgefüllt wird, lässt die »Deutungssage« nicht auf sich warten: Der 1668 verstorbene Feldmarschall Otto Christoph von Sparr auf Prenden galt den Einheimischen sowieso als Hexenmeister, der mit seinem Wagen durch die Luft fuhr und Fischgräten derart in einen Wassernapf zu speien verstand, dass sofort wieder lebendige Fische daraus wuchsen. Solchen Teufelsbündner konnte man als christlicher märkischer Landmann auch einmal wacker übers Ohr hauen – so erzählt die Sage: Als die Kirche ihren Turm bekommen sollte, verpflichteten sich die Bauern, für die Steine aufzukommen, wenn Sparr als Patron dafür das Bauholz zahlte. Darauf aber errichteten sie jenen Bau fast nur aus Holz, so dass für die Füllungen kaum noch Steine gebraucht wurden... Diese Geschichte zeigt übrigens, wie wenig man selbst solchen »historischen« Sagen als Geschichtsquelle vertrauen kann. Laut Kirchenbuch wurde der ungewöhnliche Turm nämlich erst 1704, lange nach des Feldmarschalls Tod, erbaut.

Ganz und gar kurios sind solche volkstümlichen Erklärungen bei jenen Kronen, die als Zeichen königlichen Patronats in Amtsdörfern an Stelle einer Wetterfahne die Kirchturmspitze zierten: Allerwärts geht über solch kostbaren Turmschmuck aus dem 18. Jahrhundert ein und dieselbe Sage, er wäre ein Geschenk für den Beistand der Einheimischen bei der Geburt eines königlichen Sprösslings. In Nudow auf dem Teltow hieß es nur »unkonkret«, eine Prinzessin hätte hier ein Kind entbunden. Im Barnimdorf Blankenburg – seit 1920 ein Ortsteil Berlins – wusste man Konkreteres: Julie von Voß, die Geliebte Friedrich Wilhelms II., wäre auf dem Weg von der Residenz zu ihrem Heimatgut Buch in diesem Orte niedergekommen. Die große Kirchturmskrone wurde urkundlich 1711 von Friedrich I. gestiftet, also schon mehr als ein halbes Jahrhundert vor jener königlichen Liaison.

Außergewöhnliche Kirchturmspitzen regten stets die Fantasie der Bauern an: So wären – erzählt eine Legende – dereinst Jesus Christus und Satan im Storkower Land bei Kolberg um die Wette gesprungen, wobei natürlich der Herr gewann. Denn der Teufel blieb mit seinem Fuße am Görsdorfer Kirchturm hängen, der seitdem schief steht. Geschichtenträchtig Seltsames zierte auch manche Turmfronten: Im ruppinschen Bechlin hing dort vormals der Knief – jenes Messer, mit dem die Bauern jeden Reisenden, ja selbst den Grafen von Ruppín von ihrem gebannten Dorfe fern halten mussten. Und im Mauerwerk des Kirchturmes von Rottstock bei Brück steckt heute noch jener Mühlstein, den Satan vergeblich einem Müller nachschleuderte, der trotz abgelaufenen Vertrags mit dem Teufel dennoch Zuflucht in den geweihten Kirchenmauern suchte. Vor allem aber birgt der Turm die allermagischste Ingredienz einer Kirche – die Glocken. Mären ums bronzenes Läutewerk füllen ganze Bücher, denn miraculös ist schon ihre Herkunft: Da wühlten dereinst Schweine die Glocken der Dorfkirche zu Blankensee bei Trebbin aus der Erde. Am Johannistag steigen Glocken aus der Tiefe von Seen empor, um sich am Ufer zu sonnen – und können dabei, wie am Großen Wummsee bei Zechlin geschehen, durch ein darüber geworfenes Kleidungsstück festgebannt und ins nahe Gotteshaus gebracht werden. Glocken wählen sich ihre Kirche selber aus: Wenn man sie zum falschen Orte abtransportieren will, geht's trotz sechzehn Pferden Vorspann nicht von der Stelle – so erzählte man es jedenfalls dereinst in der Altmark vom misslungenen Versuch der Stendaler, sich die Glocken von Groß Möhringen zu holen. Und natürlich versucht Luzifer gerade die kostbaren Glocken zu stehlen, was ihm aber zumindest im Blankenfelder Dorfkirchturm auf dem Teltow wegen des aufmerksamen Ortsnachtwächters nicht gelang ...

Mit dem Turm und seinen Glocken kann sich in punkto Sagenreichtum nur noch ein anderer Ort bei der Dorfkirche messen – die Gruft der Herrschaft. Denn dort findet manch einer in seinem Sarge einfach keine Ruhe. Drei Sagen allein aus dem Teltow sollen als Exempel dienen: In Dahlewitz pflegten die Toten des Nachts aus ihren Gewölben heraufzusteigen, ihre Leichenhemden abzustreifen und auf dem Kirchhofe munter zu tanzen. Wehe aber jedem, der ihnen dabei eines jener Hemden raubte! – In Gröben rumorteten sie auch tagsüber so arg herum, dass der Vikar Handtmann



im 19. Jahrhundert eine Konfirmandenstunde abbrechen musste. (Einer der seltenen Fälle übrigens, wo ein Sagensammler selber Objekt der Sage wurde; Eduard Handtmann gab 1883 die »Neuen Sagen der Mark Brandenburg« heraus.) Und in Diedersdorf schleicht allnächtlich zur Geisterstunde der »olle Bandemeier« – ein besonders hartherziger Gutsherr – durch einen unterirdischen Gang von seiner Gruft an der Kirche ins Gutshaus, wo ihm vorsichtshalber ein unbewohntes Zimmer reserviert wurde. Hier zeigt sich übrigens, wie spät noch solche Geistergeschichten entstanden, denn der Herr von Bandemer starb erst 1848.

Von der Gruft der Rochows unter der Dorfkirche in Golzow geht die Mär, niemand aus diesem Geschlechte dürfe sie zu seinen Lebzeiten betreten – wer es dennoch wagt, stirbt umgehend. In der Dorfkirche zu Seedorf in der Prignitz halten alljährlich in der Johannisnacht die Geister der verstorbenen Quitzows ihr Familientreffen, berichtet Handtmann. Und die Mumie des Ritters Kahlbutz in Kampehl ist nebst der zu-



gehörigen Moritat heute bereits allseits bekanntes touristisches Allgemeingut.

Es mag ein subjektiver Eindruck sein, aber über den Innenraum der Kirchen und ihre Ausstattung sprudelt der Sagenquell weitaus spärlicher. Natürlich wurden auch hier einige Kuriositäten aufbewahrt, die zumeist mit entsprechend pädagogisch-frommen Legenden verbunden waren: Im uckermärkischen Lunow ebenso wie im altmärkischen Groß Redensleben wies man dereinst eine vertrocknete Hand im Gotteshause vor. Diese »Mumienklau« nämlich war jeweils – den gleich lautenden örtlichen Überlieferungen zufolge – einem Toten aus dem Grabe gewachsen, weil der zu Lebzeiten seinen alten Vater geschlagen hatte: eine drastische Warnung, nicht gegen das vierte Gebot zu verstoßen! Die Dorfkirche von Blankensee bei Trebbin bewahrte Degen und Sporen eines Gutsherren auf, der vormalig aus Übermut hoch zu Ross in die Kirche geritten kam, am Ausgang zu seiner Patronatsloge aber stürzte und sich den Hals brach. Wer solcherart das Haus Gottes schändet, wird eben umgehend be-

straft! Auch um Überbleibsel mittelalterlichen Kirchenschmuckes rankten sich Legenden – schon aus dem nachreformatorischen Unverständnis der katholischen Bilderwelt heraus. So schildert der Bekmann 1751 in seiner »Historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg« einen (heute verschollenen) gotischen Marienaltar im Prignitzdorf Tüchen – eindeutig erkennt man heute darin die Darstellung der Einhornjagd als Symbol für die Jungfräulichkeit Mariens. Aber der protestantische »Historiograph« schließt nur: »Und scheint ein besonderer Fall von Unschuld solches veranlasst zu haben, obwohl Näheres nicht bekannt ist.« So entstehen Sagen! Vielfach spielt auch durchaus »antipäpstliche Propaganda« in solche Mären hinein – wie bei der Überlieferung, in die Madonnenfigur des Flügelaltars in Heckelberg auf dem Barnim sei vormalig ein Mechanismus eingebaut gewesen, der Maria segnen und weinen ließ.

Über die »gut lutherischen Prinzipalstücke« der Kirchen aber – Altar, Kanzel, Taufengel und Orgel – schweigt die Sage weithin. Das mag seine Ursa-

che auch in der doch meist recht kärglichen (und ergo wenig »fabulösen«) Ausstattung dörflicher Sakralbauten haben. Die »Standardlegende«, ein Handwerker oder Künstler hätte ein besonders prächtiges Interieurstück als Sühne einer Bluttat verfertigen müssen, findet sich zwar für die Stadtkirchenkanzel in Baruth, aber meines Wissens bei keinem brandenburgischen Dorfkirchlein.

Wer heute die verwitterten Dorfkirchengemäuer bestaunt, zu den Turmspitzen emporblickt oder gar in ein Gruftgewölbe hinabsteigen darf, der wird noch immer unwillkürlich selber nach zugehörigen Geschichten und Geschehnissen suchen, die diese Zeugen der Vergangenheit geheimnisvoll erfüllen. Und dabei wandelt er letztlich auch nur auf den Spuren der Altvordenen, deren Fabulierkunst von der Aura jener alten Kirchen beflügelt wurde. Umgekehrt sei empfohlen, einen der zahlreichen Bände mit brandenburgischen Sagen einmal als Reiseführer zu den Dorfkirchen zu nutzen. Sie alle bieten genug Legendäres und Fantastisches über die heimischen Gotteshäuser.



Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. wurde im Mai 1990 als gemeinnütziger und ehrenamtlich tätiger Verein gegründet. Er hat sich zur Aufgabe gesetzt, Instandsetzung und Erhalt von Kirchenbauten zu unterstützen. Der Verein ist kirchlich unabhängig und denkmalpflegerisch orientiert. Das besondere Augenmerk des Förderkreis Alte Kirchen gilt den Dorfkirchen der Mark Brandenburg. Viele von ihnen sind durch schlechten Bauzustand gefährdet, andere werden wenig oder gar nicht genutzt. Der Förderkreis unterstützt Initiativen zur kulturellen Nutzung der Dorfkirchen. In achtzig bis hundert Orten Brandenburgs haben sich in den letzten Jahren Fördervereine für Dorfkirchen gegründet. Sie helfen den Kirchengemeinden und tragen selbst zur Erhaltung und Nutzung der Denkmale bei. Diese Fördervereine stellen eine wichtige Chance für die Gebäude dar. In ihnen können sich Christen und Nicht-Christen gleichberechtigt um das »Symbolbauwerk« ihres Gemeinwesens bemühen. Der Förderkreis Alte Kirchen arbeitet mit lokalen Fördervereinen zusammen, ebenso auch mit Kirchen-

gemeinden und mit kirchlichen und staatlichen Behörden. Er berät die Initiativen und betreibt Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit. Er sammelt Spenden, die er als Anschubfinanzierungen an die Gemeinden und Initiativen weiterreicht.

Den Vereinsmitgliedern werden Exkursionen, Vorträge und regelmäßige Information durch das Mitteilungsblatt »Alte Kirchen« angeboten. Wenn Sie Interesse an einer Mitarbeit im Verein haben oder uns vielleicht Anregungen oder Vorschläge mitteilen möchten, freuen wir uns sehr über ihre Mitteilung.

Geschäftsstelle:

Kastanienallee 69, 10119 Berlin
Telefon und Fax (0 30) 4 49 30 51
E-Mail Alte.Kirchen@t-online.de
www.altekirchen.de

Spendenkonto:

Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg
Kto.-Nr. 5199 767 005
BLZ 100 900 00 bei der Berliner Volksbank